1436
Opr. 454 (1
R B. 7/2
32180/80 (5

20

Erfahrungen

von

Johann Georg Büsch

Professor in Hamburg.

Erster Band.

Hamburg, 1790.

bei Benjamin Gottlob Hoffmann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

80/24536

Vorrede.

Schreibsucht war wenigstens kein Laster meiner Jugend. Ich habe bis zu meinem acht und dreissigsten Jahre nichts drucken lassen, was man ein Buch nennen könnte. Aber desto öfter bin ich seit siebenzehn Jahren in der Reihe deutscher Schriftsteller erschienen, und kann, so wenig auch ich dies allein mir zum Ruhm rechnen mögte, schon jezt erwarten, unter den deutschen Vielschreibern genannt zu werden.

Es ist Zeit, daß ich die Ursache davon meinen Zeitgenossen erkläre. Zwar habe ich dies schon vor sechs Jahren bei einer andern sehr natürlichen Veranlassung gethan, aber in einer lateinischen Schrift: Tractatus duo Optici, welche Leser einer

andern Classe voraussezt, als welche meine übrigen Arbeiten kennen.

Die geschäftvolle Lebensweise, welche ich seit so vielen Jahren führe, läßt mir noch immer Zeit genug übrig, die ich in dem Wege eines denkenden Wesens zu verwenden suche. So lange es möglich war, und auch noch jezt, so viel es möglich ist, wende ich dieselbe zum Lesen an. Dazu aber muß ich gutes Tageslicht haben, und seit vielen Jahren verbietet mir die anhaltende Augenschwäche, welche mich gewiß, so lange ich lebe, nie verlassen wird, beinahe alles Lesen bei einem künstlichen Lichte, wenigstens alles anhaltende Lesen oder sorgfältige Nachschlagen. Aber bis jezt erlaubt sie mir noch auf einem bläulichten Papier zu schreiben. Ist der Zu-

stand meiner Augen erträglich, so ermüdet dieses sie in mehrern Stunden nicht. So sehr ich an das gesellschaftliche Leben gewöhnt bin, so kann ich doch unmöglich alle Winter-Abende demselben widmen. Mit meinen Briefen muß ich suchen bei Tage fertig zu werden, weil ich doch nicht zu allen das Papier so wählen kann, wie es meinen Augen zuträglich ist.

Dieser Umstand macht also schriftstellerische Arbeiten nicht nur zu einer Art von Bedürfnis für mich, sondern bestimmt auch die Art derselben. Uebersetzen mag ich nicht, und kann es auch nicht, weil ich doch auch dabei lesen müßte. Arbeiten, die viel Literatur und Nachschlagen erfodern, fallen mir unmöglich. Wenn ich auf eine Materie gerathe, die dies er-

fodert, so muß ich den Vorraht dazu bei Tage einsammeln. Ich kann mich also nur mit solchen Arbeiten beschäftigen, wozu meine Beobachtungen, meine Erfahrungen und mein Nachdenken darüber mir den Stoff vorzüglich geben.

Die Ursache ist also mir keinesweges erfreulich. Die Wirkung darf ich deswegen mir minder unangenenehm sein lassen, weil sie in diejenige Periode meines Lebens fällt, in welcher ich doch glauben darf, daß mein Kopf zum Nachdenken über diejenigen Gegenstände reif genug geworden sei, mit welchen ich mich beschäftige, und über welche ich demnächst wage, diejenigen zu unterhalten, die mich lesen wollen.

Ich bin jezt über sechzig Jahre in der Geschäftvollesten Stadt Deutschlands alt

geworden. Ich habe die Art und den Gang derer Beschäftigungen, durch welche Menschen sich einander Verdienst und Auskommen geben, und die mannigfaltigen Hindernisse derselben beobachtet. Ich habe gesehen, wie den Reichen sein Fleis, nicht Glück allein, reich mache, und wie der Arme, auch ohne Unfleis, arm bleibe. Die Lage Hamburgs bringt mir auch ausser deren Einwohnern eine grössere Mannigfaltigkeit von Menschen unter Augen, als vielleicht in Einer Stadt Deutschlands sich mir darbieten mögte. Aber ich habe auch ausser deren Ringmauren Menschen gesehen und beachtet. Daß ich die Menschen der Vorzeit etwas kenne, davon glaube ich doch auch Einen Beweis in meinem Abriß der Geschichte der neuesten

Welthändel gegeben zu haben. Daß ich mich selbst kenne, davon wird bald eine nicht kurze Schrift in dieser Sammlung zeugen. Ob ich also zum Erfahren und Beobachten vorbereitet, ob ich alt genug dazu geworden sei? davon mögte wol nicht mehr die Frage sein. Ob ich zum richtigen Beobachten aufgelegt sei, ob ich zum richtigen Nachdenken über das beob- achtete Kraft habe? — — darüber ent- scheide Du selbst, lieber Leser! Wenig- stens für Eins bürge ich Dir, nemlich für die vollkommenste Wahrheitsliebe. Von allen denen Strafen, durch welche Gott und Menschen die Unwahrhaftigkeit ahn- den, von allen Beschämungen, denen sich der Mensch aussezt, welcher anders redet oder schreibt, als er denkt, fürchte ich keine.

Ich rede gern, wie es mir ums Herz ist, und, wo und wenn ich nicht glaube dieß tuhn zu dürfen, da schweige ich ganz. Ich hasche nach keinem andern Schmuck meiner Schreibart, nicht nach Witz, nicht nach mühsamer Einkleidung, sondern bin mit den Worten, mit den Redensarten und Wendungen zufrieden, wie der Gegenstand und die Lebhaftigkeit meiner Empfindungen bei dessen Ueberdenkung mir sie angiebt. Wenn ich mir zuweilen eine Ironie erlaube, so wird man doch nicht lange nach meinem wahren Gedanken suchen dürfen. Auf Schönschreiberei mache ich gar keinen Anspruch, aber einen desto grössern auf Richtigkeit, und Bestimmtheit und Deutlichkeit des Ausdrucks.

Ich habe dieser Sammlung die Ueberschrift, Erfahrungen, gegeben. Eine

jede in derselben enthaltene Abhandlung ist das Resultat gewisser Erfahrungen meines Lebens, so verschieden auch dieselben ihrem Gegenstande nach sein mögen.

Es wird zuvörderst von dem Beifall meiner Leser, und demnächst von der Fortdauer meines Lebens und der mir jezt noch möglichen Tähtigkeit abhängen, wie lange ich diese Sammlung fortsetzen werde. Vorjezt werde ich alles in dieselbe eintragen, was ich für reif genug zum Druck halte, und auch einige Abhandlungen zu derselben aus periodischen Schriften wieder hervorziehen, von welchen ich glaube, daß sie des erneuerten Drucks und der Mühe der Nacharbeitung wehrt sind, ohne welche ich nicht gerne eine Schrift zum zweitenmal ins Publicum gebe.

I.

Ueber die Einförmigkeit des Lebens.

Vorbericht.

Wenn bald nach einer viel gelesenen und beliebt gewordenen Schrift eine andre unter einem etwas ähnlichen Titel erscheint, so ist freilich der Gedanke sehr natürlich, der zweite Schriftsteller habe dem ersten nachahmen wollen. Oft ist auch ein solcher bescheiden genug, dieß (einzugestehen) und sein Stückchen Arbeit einen Pendant zu der seines Vorgängers zu benennen. Tuht er dieß nicht selbst, so erklärt das lesende Publicum sie dafür, und glaubt damit dem nachahmenden Schriftsteller eine Ehre zu erweisen.

So wird es vielleicht diesem meinen Schriftchen bei denen Lesern ergehen, welche sich bei deren Ueberschrift an die Abhandlung des Herrn Ritters von Zimmermann über die Einsamkeit erinnern.

Man wird eilen, sie als einen Pendant von dieser anzusehen.

Aber eben dieß muß ich aus mehr als Einer Ursache höchlich verbitten. Als ich jung war, entstanden mir zwar die ersten Aufwallungen zur Schriftstellerei aus Nachahmung. Aber zum Glück fühlte ich jedesmal, daß alles, was ich in solcher Nachahmung zu schreiben versuchte, mir schlecht geriete, und es ist, gewiß zu meinem Glücke! nichts von dem allen ins Publicum gekommen. Und nun hat mich in denen vier und zwanzig Jahren, seitdem ich ein Schriftsteller geworden bin, keine Nachahmung so wenig in der Wahl des Inhalts, als in der Schreibart, geleitet. An dieser Originalität will ich fest halten, so lange ich schreibe. Bin ich mit derselben nicht einer der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands geworden, so weiß ich doch das gewiß, daß ich bei blosser Nachah-

mung sehr tief an unserm deutschen Parnaß wäre sitzen blieben.

Wer jedoch dieß Schriftchen als ein Gegenstück zu der Zimmermannischen ansehen will, dem rede ich nicht ein. Ich mahle Menschen und Sitten, die sich hin und wieder denjenigen ähnlichen, welche Herr von Zimmermann beschrieben hat, die aber nach ganz andern Gründen sich bilden, als aus der Einsamkeit, und die nicht einsamen Menschen viel stärker interessiren. Der wirklich Einsame ist, darf ich es sagen? nicht ein Gegenstand, mit welchem ein Schriftsteller sich sehr beschäftigen dürfte; und in der Taht hat Herr von Zimmermann in seinen vier Bänden mit diesem am wenigsten sich beschäftigt. Wer durchaus einsam sein will, wer die neben ihm lebenden Menschen in seiner Einsamkeit durchaus vergessen will, den lasse man dabei. Will er nichts gutes mehr für sie

schaffen, so wird er auch nichts böses mehr wider sie bewirken. Wendet er jedoch seine Einsamkeit an, um desto ungestörter in dem von ihm gewählten Wege sich noch mit andern Menschen zu beschäftigen, dann ist er nicht mehr der wirklich einsame. Dann wird es aber sehr darauf ankommen, ob er in seiner Einsamkeit auch Einförmigkeit, ob er diejenige Wendung des Geistes angenommen habe, mit welcher ich mich in dieser Abhandlung beschäftige. Sieht er auf die Welt, welcher er sich entzogen hat, mit richtigem Blick zurück, so wird sein von den Fesseln der Gesellschaft freier gewordner Geist einen so viel richtigern Weg zur Erreichung derjenigen Zwecke wählen, um deren willen er sich einsam machte.

Ueberhaupt sind die Erfahrungen, worauf sich diese Abhandlung gründet, und meine Folgerungen aus denselben sehr alt

bei mir. Sie hängen sehr mit denjenigen zusammen, die ich in einer Abhandlung über den Gang meines Geistes und meiner Tähtigkeit noch darlegen werde. Nicht leicht kan das Leben eines Privat-Mannes minder einförmig sein, als das meinige in meinem mittlern Alter gewesen, und noch fortdauernd ist. Ich weiß, was es auf mich gewirkt hat, daß ich nicht habe so einförmig leben können, als der Anschein ehemals war, daß ich es einst würde tuhn müssen. Ich habe aber auch sehr viele Menschen gekannt, die wider ihre ehemalige Vermutung, wider ihren eigenen Vorsatz einförmig wurden, und habe die Folgen davon an ihnen zu beachten Gelegenheit gehabt. Diese Einförmigkeit des Lebens und die Folgen, welche sie auf den Character und die Art zu handeln derjenigen hat, welche sich ihr überlassen, kann man in jeder gemischten

bürgerlichen Gesellschaft sehr in der Nähe beachten. Man darf nicht weit reisen, um ihre Wirkungen bei andern Völkern kennen zu lernen; man darf nicht in die Vorzeiten zurückgehen, um ihre ehemaligen Wirkungen mit den jetzigen zu vergleichen. Die Sitten oder Manieren, die Schwachheiten, die Tohrheiten, welche aus ihr entstehen, sind von der Art derjenigen, welche Pope seinen Freund Bolingbroke auffoderte im Aufspringen zu haschen, oder im Fluge nach ihnen zu schiessen. Und dieß glaube ich so ziemlich richtig gethan zu haben.

I.

Einsamkeit und Einförmigkeit sind keineswegs mit einander verbunden.

Der Ausdruck, Einförmigkeit des Lebens, führt in unserer Sprache einen sehr bestimten Begrif mit sich. Jede Sprache anderer polizirten Völker hat auch ihre Ausdrücke dafür, die man eben so bestimmt versteht. Auch die metaphorischen Ausdrücke, Eintönigkeit des Lebens, Monotonie de la vie, une vie monotone, die man oft in dessen Stelle sezt, werden in der Sprache der feinern Welt eben so geschwind und bestimmt verstanden. Ich würde also nicht, um etwan blos methodisch zu verfahren, eine Erklärung desselben vorausschicken dürfen. Aber ich muß vor allen Dingen verhüten,

daß man nicht wegen der anscheinenden Aehnlichkeit und oft zufällig entstehenden Verbindung der Einsamkeit und der Einförmigkeit des Lebens die Begriffe von beiden vermenge, oder auch nur beide als mit einander verbunden ansehe.

Einförmig lebt der Mann, dessen zur Erhaltung seines Lebens nötige Handlungen und übrige Beschäftigungen in Einem Gange fortgehen, oder in einer Ordnung wiederholt werden, in welcher wenige oder gar keine Veränderung erscheint, als diejenige, welche die Abwechselung der Tages- oder Jahrs-Zeiten nothwendig macht. Einsam lebt der Mensch, welcher seine Beschäftigungen ohne Zeugen und ohne Theilnehmung anderer verrichtet. Es kömmt darauf an, von welcher Art diese Beschäftigungen sind, und ob die Entfernung anderer Menschen von denselben die Folge einer selbst gewählten oder einer erzwungenen Lage ist.

Blos aus diesen Erklärungen erhellt, daß ein Mensch Einsam, sehr einsam, sein könne, ohne

einförmig zu leben, und ein andrer sehr einförmig leben könne, ohne im geringsten einsam zu sein. Dieß will ich jedoch näher erläutern.

Robinson Crusoe lebte nach der Erdichtung des Verfassers gänzlich einsam, so lange bis er seinen Freitag zur Gesellschaft bekam. Aber auch dann waren es zwei Einsame in Gesellschaft. Einförmig lebte jedoch weder der eine, noch beide nachher vereint. Eben die Mannigfaltigkeit ihrer Beschäftigungen, und die von ihnen geübte Erfindsamkeit in Erfüllung ihrer Bedürfnisse und Besorgung ihrer Sicherheit ist es allein, deren Beschreibung diesen Roman noch immer zu einem der reizendsten macht. Doch ich darf mich bei Erdichtungen nicht aufhalten.

Der Einsiedler, welcher in seiner selbst erwählten Einsamkeit die vermeint heilsamen Zwecke seiner Absonderung von Menschen durch eine regelmässige Abwechselung in seinen Andachts-Uebungen zu erfüllen sucht, und eben so regelmässig die Beschäftigungen einschiebt, durch welche

er zu seinem Unterhalt gelangt und dem Hunger wehrt, lebt nicht nur einsam, sondern auch einförmig. Aber man setze einen andern, der aus Ueberdruß des gesellschaftlichen Lebens sich in eine fruchtbare Einöde versteckt hat, und in allem nach dem Gefühl seines Bedürfnisses handelt, schläft, wenn er sich müde fühlt, umher wandelt, wenn ihm die Lust entsteht, sich zu bewegen, oder die Natur ihm Reizung dazu anbietet, Erdgewächse oder Eier der Vögel sucht, wenn ihn hungert, bald zum Bache geht, bald saftvolle Baumfrüchte aufsucht, wenn ihn durstet. Dieser Mensch lebt doch in der vollkommensten Einsamkeit nicht mehr so einförmig, als er vielleicht vorher in der Gesellschaft andrer Menschen that, da er schlief, wenns Nacht ward, und seine Mahlzeit hielt, wenn ihm angesagt ward, daß sie fertig sei.

Noch vor zehn Jahren sahen wir in Hamburg auf unsern Gassen einen Schwärmer umher wandern, immer allein und immer ein frommes Lied stille vor sich summend. Er war ein nicht un-

geschickter Schneider, und arbeitete fast täglich. Aber seine Regel war, nur zwei Schillinge täglich zu verdienen. Brachte der Verdienst eines Tages ihm mehr ein, so arbeitete er an dem nächstfolgenden nichts. Mit den zwei Schillingen bestritt er seine Bedürfnisse, auch die Miete seiner Wohnung, in der er ganz einsam war, und insonderheit das Brod, das er, wenn ihn hungerte, aus dem Laden des Beckers mitnahm, der ihm auf seiner Wandrung zuerst vorkam, und es wandernd verzehrte. Diesem Manne war es gelungen, sich so einsam zu machen, als man es in einer Stadt werden kann, von deren Einwohnern er doch täglich zwei Schillinge verdienen wollte, und mußte. Aber seine Lebensart war nichts weniger, als einförmig.

II.

Beispiele der Einförmigkeit bei nicht Einsamen.

Dagegen lebt mitten in dem Gewühl der Städte und in anhaltender Verbindung mit deren Beschäftigungen so mancher Mensch in der größten Einförmigkeit. Ein Tag vergeht ihm, wie der andre, und, wenn die Religion ihn abhält, den ersten Wochentag mit den Beschäftigungen der übrigen zu belasten, so wird er doch auch alle Sonntage, in Absicht auf die Verwendung seiner Zeit, sich einander vollkommen ähnlich machen. Dieß ist die Lebensweise aller fleissigen Handwerker, wenn gleich ihre Werkstätte mit so vielen Gehülfen besezt ist, daß man sie nimmermehr einsam nennen könnte. Sie schieben in diese Einförmigkeit ihrer Beschäftigungen hinein, was sie können. In den Hamburgischen Werkstätten hört man noch immer viel geistliche Lieder singen. Aber in der Zeit

zum Singen dieser Lieder und in deren Inhalte entsteht auch wieder die größte Einförmigkeit nach dem Geschmack und der Gemütsart des Meisters. Wer diesen Werkstätten nahe wohnet, oder oft vor ihnen vorbei geht, wird in Einer Lieder vom Vertrauen auf Gott, in einer andern lauter Bußlieder, in einer dritten von Creuz nnd Anfechtung, in einer vierten immer von den vier lezten Dingen singen hören. Ich reisete vor einigen Jahren zur See von Flensburg nach Copenhagen. Auch in meines Schiffers Lebensweise mogte sich eine grosse Einförmigkeit eingeschlichen haben, so wenig das Leben eines Seemanns dieselbe zuzulassen scheint. Seine Gehülfen waren gutmütige Leute, und mogten, da sie jährlich diese Reise mit ihm acht bis zehnmal machten, unter ihren beständigen Beschäftigungen der Versuchung zu groben Sünden wenig ausgesezt sein. Dennoch endigten sich seine Morgen- und Abend-Andachten, die er sehr regelmässig hielt, immer mit einem weinerlichen

Bußliede. Am zweiten Morgen befanden wir uns schon nahe vor Copenhagen. Es war die schönste Seereise gewesen, die man machen kann. Wir hatten in 36 Stunden 40 Meilen zurückgelegt. Die Stunde zur Morgen-Andacht war da. Jezt, erwartete ich, würde dem lieben Gott für die so schnell und glücklich vollendete Reise recht herzlich gedanckt werden. Aber nicht dieses! Auch diese Morgenandacht endigte sich mit dem Bußliede: Straf mich nicht in deinem Zorn, grosser Gott verschone! Und doch war dieser Schiffer mir als ein verständiger Mann in Flensburg angerühmt worden, welches ich denn auch nicht anders fand. Aber es ist noch nicht der Ort, von dem Einflusse zu reden, welchen diese Einförmigkeit der Lebensweise auf den Verstand und das Herz der Menschen hat.

Die Beschäftigungen des Landmanns sind bei weitem nicht so einförmig, wie die des Handwerkers in Städten. Wenigstens bringt der Wechsel der Jahrszeiten mehr Veränderung in diesel-

ben. Aber seine Lage, sein Wohnort bringt ihn der Einsamkeit sehr nahr. Daraus entsteht dann auch gerne Einförmigkeit der Lebensweise, die auch auf seinen Verstand und auf sein Herz natürliche Folgen hat. Aber er strebt dieser Einförmigkeit entgegen, wie und wo er kann. Hat er eine Stadt in der Nähe, so ist die Reise dahin allemal ein Fest für ihn. Er wird sie öfter machen, als sein Bedürfnis im Verkauf und Einkauf ihn dazu nötigt. Er wird dort seinen Wagen voll Feurung für weniger Geld verkaufen, als was er zum Fuhrlohn für eine einzelne Person auf eben diesem Wege verlangen würde. Denn in diesem ausserordentlichen Fall wird er sein Versäumnis in seinem Hauswesen und seine Auslagen in Anschlag bringen, in jenem nicht. In jenem denkt er nur an die Nothwendigkeit, seine Producten zu Gelde zu machen, und an das ihm auch zur Gewohnheit gewordne Bedürfnis der Aufheiterung durch eine Reise zur Stadt. Lebt er einer grossen Landstrasse nahe, so zieht

er allen Verdienst von Fracht- und Post-Fuhren dem übrigen vor. Freilich zu seinem Schaden! indem er nun einen so viel schlechtern Landwirth macht.

III.

Auch Eingezogenheit kann ohne Einförmigmigkeit, und das Leben in der grossen Welt mit vieler Einförmigkeit verbunden sein.

Was man Eingezogenheit oder eine eingezogene Lebensart nennt, nähert sich der Einsamkeit noch mehr, als die Einförmigkeit. Sie ist diejenige Art von Einsamkeit, welche ein Mensch mit seiner Lebensweise zu vereinigen sucht, die ihm zwar nicht erlaubt, sich von den in Geselschaft lebenden Menschen ganz zu entfernen, der sich aber doch in jeder Stunde so einsam, als möglich, zu machen sucht, in welcher ihn nicht Geschäfte, und Verdindungen, deren er sich nicht ganz entschlagen kann und

mag, mit andern Menschen zusammen führen. Sehr vieles von demjenigen, was Herr Ritter von Zimmermann von der Einsamkeit sagt, trift auf diese Eingezogenheit zu. Ich werde sehr vieles von ihr und ihren Folgen zu sagen haben, in so ferne sie bei vielen Menschen auch Einförmigkeit des Lebens veranlaßt. Aber sie kann auch gar wol ohne dieselbe bestehen. So mancher Mensch lebt eingezogen, aber keinesweges einförmig, sondern wechselt mit denen Beschäftigungen und stillen Vergnügungen, die nach seinem Geschmack sind, so sehr ab, daß kein Tag dem andern gleichförmig vergeht. Dagegen leben, wie ich gegen das Ende dieser Abhandlung zeigen werde, sehr viele Menschen in dem Gewühl der grossen Welt und wol gar in dem Geräusch der Höfe, gerahten aber dennoch in die einförmigste Lebensweise und alle deren schädliche Folgen hinein.

Auf der andern Seite giebt es sehr viele Zustände des Lebens, die in ihrem ersten Anblick

die Idee einer Einsamkeit erwecken, welche doch eigentlich nicht Statt in ihnen hat. Solche sind das Klostir-Leben, das Leben in Hospitälern, ja selbst das in vielen Gefangenhäusern. Man sieht zu sehr dabei auf die erzwungene Entfernung von der übrigen bürgerlichen Gesellschaft, und die gestörte oder erschwerte Wahl des Umganges mit andern Menschen, denkt aber nicht daran, wie wenig einsam im eigentlichen Verstande des Worts der Mensch sei, welcher zwar von dem freien selbst gewählten Umgange mit andern Menschen abgeschlossen ist, aber doch mit einer Zahl Menschen, die oft in die Hunderte geht, in einer Verbindung lebt, die oft nur gar zu enge geknüpft ist, so daß man ihr nicht ausweichen, nicht sie wieder trennen kann, und die eben dadurch lastig und manchem unerträglich wird.

IV.

Im Kloster-Leben hat eigentlich keine Einsamkeit aber desto mehr Einförmigkeit Statt.

Man neunt insonderheit das Kloster-Leben einsam. Die erste Institution desselben hatte eine Zurückziehung von der menschlichen Gesellschaft zum Zweck. Man wählte auch entlegene Oerter zu deren Anlegung. Bei einigen Orden, insonderheit den weiblichen, ward eine gezwungene Absonderung von der übrigen menschlichen Gesellschaft zur Hauptregel gemacht. Gründe genug, um eine solche Lebensweise einsam zu nennen! Aber eigentlich kann ich doch den Menschen, der mit zehn ja wol funfzig andern unter Einem Dache lebt, nicht Einsam nennen. Mitten in grossen Städten lebt so mancher Mensch in dem Gange seiner alltäglichen Beschäftigungen mit wenigern Menschen in Verbindung, genießt weniger Unterhaltung, und sieht überhaupt selt-

ner ein ihm neues Menschengesicht, als die Nonne vor ihrem Sprachgitter, oder der Mönch, der in einer zahlreichen Gesellschaft ißt, trinkt und schwazt, und doch auch von Zeit zu Zeit die Gassen seiner Stadt, wäre es auch nur Bettelns halber, durchwandert.

Aber der Umstand, daß die in diesen und andern Verbindungen vereint lebenden Menschen alle von Einer Classe sind, daß die Beschäftigungen aller so übereinstimmend, daß Ort und Zeit derselben durch gewisse unabänderliche Regeln bestimmt sind, bringt in deren Lebensweise eine Einförmigkeit hinein, deren Wirkungen ganz andrer Art sind, als die der Einsamkeit. Ob sie nachteiliger sei, ob auch das Gute, was die Einsamkeit bewirken oder vorbereiten kann, bei dieser Einförmigkeit Statt haben könne? das wird der Gegenstand meiner nun erst anfangenden Untersuchung sein.

Wahre Einsamkeit, gänzliche Zurückziehung oder Entfernung von dem menschlichen Umgange,

sie sei freiwillig odee erzwungen, entzieht den einzelnen Menschen der menschlichen Gesellschaft und den in derselben zu erfüllenden Zwecken seines Lebens. Ist sie nicht erzwungen, so ist sie die Folge einer ungewöhnlichen Richtung des Geistes, oder bewirkt und vollendet dieselbe hintennach. Sie hat indessen auf die Menschen, welche der Einsam gewordne so ganz verlassen hat, keinen weitern Einfluß,

Man lasse indessen einen solchen der Einsamkeit schon gewohnt gewordenen Menschen wieder in die Gesellschaft anderer tähtigen Menschen eintreten, so wird er freilich noch eine gewisse Brauchbarkeit äussern können, aber in die Art von Geschäften, welche in einer gemischten bürgerlichen Gesellschaft vorfallen, eine Mannigfaltigkeit von Ueberlegungen erfodern, und mit einem gewissen Interesse betrieben werden müssen, wird er sich schwerlich wieder hinein finden können.

Setzt einen Meuschen in eine Lebensweise, welche alles dieses nicht erfodert, nötigt ihn

nicht, dabei einsam zu sein, sondern überlaßt ihm ganz, wie er die einzelnen Geschäfte treiber wolle, die ihm vorkommen, gebt ihm aber kein anderes Interesse dabei, als daß er durch dieselben seinen Unterhalt sich verschaffen, und, so bald er müssig wird, hungern muß, so wird sein Geist eben dieselbe Wendung bekommen, und er wird ganz untüchtig werden, in Geschäfte überzugehen, die mehr Anstrengung und mehr Ueberlegung der Zwecke des Lebens und derer Verhältnisse erfodern, in welchen Menschen mit Menschen leben. Seine Lebensweise wird äusserst einförmig werden, aber ohne andern Grund, als weil kein gemeinsames Interesse ihn genügsam mit andern Menschen zusammen führt.

V.

Einförmigkeit in dem Leben roher Völker, und einzelner Landleute.

In jedem rohen Volke, wo die Erwerbung der physischen Bedürfnisse der vornehmste ja wol gar der einzige Zweck menschlicher Tähtigkeit und Strebsamkeit ist, lebt der Mensch so einförmig, wie das Vieh. Nur die Abwechselung des Tages mit der Nacht und der Jahrszeiten mit einander bringt periodische Veränderungen in die Lebensweise solcher Völker. Andre aus ihren Bedürfnissen entstehende Umstände nötigen sie in Horden oder in kleine an ihren Wohnsitzen klebende Gesellschaften zusammen. Hier vereint sie die Jagd, dort die Fischerei, und am gewöhnlichsten die Furcht vor einem gemeinen Feinde. Ohne diese würde aus der Einförmigkeit des Le=

bens, welche ihre Lage ihnen erlaubt oder vielmehr veranlaßr, Einsamkeit, wenigstens Absonderung aller einzelnen Familien von einander, werden. Der Landbau in seinem ersten Anfange, insonderheit in Gegenden, wo die Natur demselben keine solche Schwierigkeiten entgegen sezt, die nur durch Vereinigung mehrerer Familien überwunden werden können, hebt diese Einförmigkeit in der Weise und der Beschäftigung des Lebens nicht auf. Nur der Beistand, den die zu Einer Familie gehörenden sich einander leisten, wird durch ihn noch etwas notwendiger, als durch die Viehzucht und Jagd, und hindert die sonst bald folgende Zerstreuung einer zahlreich werdenden Familie. In solcher Einförmigkeit leben in unsern Helden manche einzelne Familien. Sie nähern sich auch der Einsamkeit eines Einsiedlers so sehr, daß nur die eheliche und die Familien-Verbindung und deren Folgen einen Unterschied angeben können. Auch in manchen sogenanten Geest-Dörfern unserer Gegend lebt jede Familie in

einer Art von Einsamkeit, die hier blos die Folge von der Einförmigkeit ihrer Lebensweise ist. Da geht bei langen Winter-Abenden selten ein Nachbar zu dem andern, oder in den Krug des Dorfs, um sich die Langeweile zu vetreiben; denn diese kennen sie nicht. Langeweile ist nicht so sehr,, wie man glaubt, eine Folge des Mangels an Beschäftigungen. Wer diesen allein fühlt, dem werden, wenn seine gewohnten Beschäftigungen sehr einförmig sind, Müssiggang und Ruhe jedesmal willkommen sein. Sie entsteht aber dem Menschen leicht, der mannigfaltiger Beschäftigungen gewohnt ist, nicht nur dann, wenn es ihm ganz an Beschäftigungen fehlt, sondern schon dann, wenn einerlei Beschäftigung ihm zu lange und zu einförmig fortdauert.

VI.

Einförmigkeit der Denkungsart, eine Folge der Einförmigkeit in Beschäftigungen. Notwendigkeit derselben für gewisse Volksclassen.

Ich habe schon der Einförmigkeit in der Lebensweise fleissiger, wenn gleich in Gewühlvollen Städten lebender Handwerker erwähnt. Ich könnte noch die Lebensweise manches andern Menschen, z. B. der Taglöhner, und der die Arbeit der ersten Hand für die Manufacturen verrichtenden Menschen hinzusetzen.

Bei allen diesen, sie mögen leben, wo sie wollen, und sich der Einsamkeit mehr oder weniger nähern, wird die Einförmigkeit ihrer Beschäftigungen und Lebensweise auch eine solche Einförmigkeit in ihrer Denkungs-Art, ihren Einsichten und Entschlüssen hervor bringeu, mit

welcher sie als höchst unbrauchbare Menschen erscheinen würden, so bald man ihren Zustand verändern, und ihnen nicht etwa mehrerlei, sondern nur Ein einzelnes neues ihnen ungewohntes Geschäfte zuteilen wollte. Dadurch aber wird kein Nachteil weder für diese Menschen, noch für die bürgerliche Gesellschaft, bewirkt, der sie doch immer noch angehören. Sie können immerhin in dem Geschäfte bleiben, in welchem sie diese Einförmigkeit angenommen haben. Sie wird ihnen nicht nur in dessen Betreibung nicht schädlich, sondern selbst vorteilhaft. Ohne diese würden sie nicht in derselben ausdauern. Es dient zum Glück und Bessersein der menschlichen Gesellschaft, daß ein so grosser Teil derselben in diese Einförmigkeit übergeht, und in ihr zufrieden lebt, ohne durch dieselbe zur eigentlichen Einsamkeit übergeleitet zu werden. So wenig Aufheiterung Menschen dieser Art aus dem Umgange mit andern entsteht, so fest hängen sie dennoch an demselben. Manchem Bauer, manchem

Handwerker wird die Gefangenschaft, wenn Schulden oder Verbrechen ihm dieselbe zuziehen, eben so lastig, er wird eben so lebhaft um baldige Befreiung bitten, als mancher andre, der aus einem grossen Gewühl und einer Mannigfaltigkeit der Geschäfte sowol, als des Umganges, in eine solche gezwungene Einsamkeit geräht. Sie würden ohne eine solche allmählige Gewöhnung an Einförmigkeit eine Langeweile fühlen, die sie nun nicht kennen lernen. Sie würden sich nach Veränderungen in ihrer Lage und Tähtigkeit sehnen, welche ihnen die Ruhe ihres stumpfwerdenden Geistes stören, und ihrem kleinen Wolstande durchaus schädlich werden würden. Diese Folge zeigt sich in jedem Vorfall, der ihre Lage gänzlich verändert. Wenn z. B. ein solcher Mann durch Erbschaften oder ein glückliches Loos zu einigem Reichtuhm kömmt, so mag er eintreten, in welchen Zustand er wolle; er wird sich nicht darein zn finden wissen, und selbst dem so klein scheinenden Geschäfte, von den Einkün-

ſten ſeines neuerlangten Vermögens nach einem ſichern Ueberſchlag zu leben, wird er nicht gewachſen ſein. Wenn Menſchen aus jenen ſo einförmig lebenden nnd arbeitenden Volksclaſſen in ihrem Nahrungsſtande nicht fortkommen, ohne wahres Unglück oder Mangel der Arbeit vorwenden zu können, ſo liegt die Schuld bei neun unter zehn daran, daß ſie ſich an dieſe Einförmigkeit nicht hatten hinlänglich gewöhnen können, und durch zu öftere oder zu koſtbare Vergnügungen dieſelbe unterbrachen. Der oft ſo hart angeklagte Handwerkszwang, der den Lehrling einer bald begreiflichen Kunſt zu ſo überflüſſig langen Lehrjahren unter der Botmäſſigkeit des Meiſters erhält, ſchafft eben dadurch ein unerkanntes Gute, daß ein ſolcher Menſch in dieſer ihm ſo notwendigen Einförmigkeit, ſo zu reden, ausgebildet wird. Auch für die höhere Volksclaſſe der Krämer und ſelbſt einiger Kaufleute gilt dieſe Anmerkung in gewiſer Maaſſe. Dem Lehrling der Handlung, der die Stelle und das Ge-

schäfte zum voraus kennt, in welchen er sein Brod gewinnen wird, und der kein allgemeiner Kaufmann werden soll, ist es ganz zuträglich, wenn er unter den strengen Befehlen seines Lehrherren sechs bis sieben Jahre in einer solchen Einförmigkeit der Lebensweise und der Beschäftigungen erhalten wird, und das ihm so notwendige Sitzfleisch gewinnt.

VII.

Darstellung der Folgen einer erzwungenen Einförmigkeit der Beschäftigungen ohne Einsamkeit.

Aber sezt eine Zahl Menschen in eine enge Verbindung zusammen, die keinen so bestimmten Zweck hat, als die Gewinnung des notdürftigen Lebens-Unterhalts, es sei durch Producte der Natur oder die der Kunst. Bringt sie in einer so grossen Zahl zusammen, daß von eigentlicher Einsamkeit nicht mehr die Rede sein kann. Gebt ihnen entweder gar keine Beschäftigungen, oder

nehmt ihnen alle Freiheit in Auswahl der Art und der Zeit derselben. Sezt unumstößliche Vorschriften in Ansehung beider feste, doch ohne ihnen das Interesse zu erwecken, das der Bauer oder der Handwerksmann dabei fühlt, weil er weiß, daß das, was er heute producirt oder bearbeitet, ihm über kurz oder lang seine notwendigsten Bedürfnisse zu erfüllen dienen werde. Versucht es jedoch, wenn ihr könnt, in ihnen dieß Interesse unter der Androhung einer Strafe rege zu machen. Sagt ihnen täglich, ja stündlich: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen, Aber sezt nicht etwan hinzu: Wer mehr arbeitet, soll mehr, soll besser essen, als der, welcher weniger arbeitet.

Der Geist dieser Menschen wird einen umgekehrten Gang nehmen. Einsamkeit, wenn sie auch sie liebten und wünschten, hat gar nicht für sie Statt. Arbeit ohne lebhaftes Interesse, Einförmigkeit in dieser Arbeit, gebotene Tähtigkeit ohne Freiheit in Ansehung der Art oder

der Zeit, kein Gewinn aus ihrer grössern oder mit mehrerer Geschicklichkeit geübten Tähtigkeit; keine Vereinigung mehrerer für solche Arbeiten, die, so einfach sie auch sein mögen, doch zu der Arbeitendeu gemeinem Besten beitragen, oder ihr Bessersein befördern könnten! Was wird dies alles auf einen menschlichen Geist natürlich wirken? Meine Abhandlung wird gewiß keine Leser haben, die sich in dieser Lage wirklich befinden, vielleicht aber doch einzelne, die in einer solchen Lage sich gewissermassen befunden haben. Leztere darf ich nur auffordern, sich in dieselbe zurück zu denken. Ein jeder andre wird keine grosse Schwierigkeit haben, sich in Gedanken in dieselbe zu versetzen, mir in der Darstellung der daraus entstehenden Eindrücke und Wendung des Geistes zu folgen, und sie richtig zu befinden.

Nie können Menschen mit einander in eine Verbindung von einiger Dauer treten, ohne daß einer den andern aufmerksam auf sich machte. Der eine, wie der andere, wird nicht nur auf

die Verhältnisse denken, in welche sie mit einander treten, sondern auch auf die, welche künftig noch entstehen könnten, auf den Nutzen, den einer von dem andern ziehen, auf die Absichten, die er erfüllen helfen kann, aber auch eben so oft auf den Nachteil oder die Schmälerung eigner Vorteile, die man glaubt besorgen zu dürfen. Einer wird des andern Lage beurteilen wollen, Interesse und Liebe für ihn fassen, oder sich schon früh vorsetzen, demselben entgegen zu streben, und ihm Haß und Widerwillen zu beweisen. In kleinen häuslichen Gesellschaften, in allen Verbindungen, welche einen einfachen Zweck oder eine ihrer Natur nach allen gleich notwendige Arbeit zur Veranlassung haben, entscheidet sich alles bald; und, wenn die Verbindung sich nach freiem Entschluß wieder aufheben läßt, wird man bald darüber ruhig. Der Bauer mietet seinen Knecht, der Handwerker nimmt einen Gesellen oder Lehrjungen zu sich, weiset ihm sein Werk an, und bald ist es entschieden, was sie von

einander zu denken haben. In einer grossen städtischen Haushaltung wird es schon anders. Habe ich einen Bedienten, dem mein Dienst gleichgültig ist, so wird bald entschieden sein, was wir in unserm Verhältnis von einander zu erwarten haben, und er wird sich um das Verhältnis zu seinen Mitbedienten nicht so sehr bekümmern. Habe ich aber mehrere Bediente, denen nicht so wohl die Beschäftigungen, welche ich in meinem Dienste von ihnen verlange, als die Vorteile aus demseblen wichtig sind, die, sie mögen mir gut oder schlecht dienen, keine Verminderung dieser Vorteile besorgen, und höchstens nur fürchten, aus dem Dienst weggesandt zu werden, wenn sie es zu arg machen, die dabei, wie natürlich, mich ihren Herrn ntcht persönlich lieben, so werden sie alle nicht nur mich, ihren Herrn, sondern auch sich untereinander ausstudiren und Entwürfe machen, auf welche dieser mehr, jener weniger einwirken soll.

Ist aber die Verbindung nicht freiwillig, und muß man auf längere Zeit hinausdenken, da

man mit einander wird leben müssen, so ist das Interesse und die Achtsamkeit auf einander vollends lebhaft und anhaltend. Man erdenkt Zwecke, die der andre erfüllen helfen soll, oder andere, von denen man fürchtet, daß jener ihnen entgegen streben werde. Der Gegenstand mag in sich noch so unerheblich sein, er wird wichtig, wenn die Entwürfe, die wir machen, um ihn durchzusetzen, uns lange und oft beschäftigen.

VIII.

Freilich ist eine ähnliche Wendung des Geistes auch bei freier lebenden Menschen sehr gewöhnlich.

Das alles hat nun freilich für die mit gänzlicher Freiheit in der bürgerlichen Gesellschaft lebenden Menschen ebenfalls Statt. Täglich entstehen uns, auch in dem freiesten Gange des Lebens, Entwürfe und Aussichten für unser Bessersein. Täglich finden sich Gründe, nach welchen sich unser Urteil über andre Menschen und unser Be-

tragen gegen dieselben bestimmt und auch wieder ändert. Freundschaft und Abneigung, Liebe und Haß wird sich nach noch mannigfaltigern Gründen und mit grössern Abwechselungen bestimmen, als welche in jener eingeschränkten Lage Statt haben. Auch bei aller Freiheit, welche der Mensch behält, der nicht in solchen gezwungenen Verbindungen lebt, wird der kleingeistige immer kleine Zwecke noch ängstlich verfolgen, wird sich im Kleiuen groß dünken, wird weit aussehende Plane machen, um wenig mehr als ein Nichts, das seiner Einbildung wichtig erscheint, zu erreichen, wird sie mit niedriger Schlauheit verfolgen, und seinem Verstande Ehre gemacht zu haben glauben, wenn ihm sein Plan gelungen ist. So mancher bleibt in dieser Lage, was er durch Erziehung, durch Vorurteil und durch kleinliche Neigungen ward. Der auf seinen Adel, oder auf erkauften Rang und Titel stolze, wird bei aller Begierde, unter seinen Mitmenschen hoch angesehen zu werden, daran genug zu haben glau-

ben, und nicht durch Verdienst und Talente sich wirklich Achtungswehrt zu machen suchen. Der Geldstolze wird noch immer vergessen können, daß er niemandem schäzbar werden könne, wenn jedermann nur von seinem Reichtuhm und Aufwande, niemand aber von seiner Wohltähtigkeit spricht. Das Weib, welchem früh durch die über ihre Schönheit verschwendeten Lobsprüche der Kopf verdreht ward, wird auch bis ins Alter hinein eitel bleiben, wann nicht mehr von Schönheit die Rede ist, und nicht daran denken, sich durch Erfüllung derer Pflichten, die sie als Ehefrau und Mutter auf sich liegen hat, zu veredeln. Das alles kann nicht nur so sein, sondern ist bei dem größten Teil der Menschen wirklich so. Ihre Seele erhebt sich zu keinen edlen Empfindungen, zu keinem Zwecke, der ihre Existenz ihren Mitmenschen wichtig und nach ihrem Tode der Erwähnung wehrt machen könnte.

IX.

Aber nicht bei Menschen von einiger natürlichen Kraft.

Aber ganz anders wird unter den mannigfaltigen Veranlassungen des gesellschaftlichen Lebens eine jede Seele sich ausbilden, welche die gehörige Kraft hat. Da wird das Urteil nicht so einseitig bleiben, und ihre Strebsamkeit wird auf wichtigere Gegenstände geleitet werden. Kleine Zwecke werden aufgegeben, oder wenigstens nicht lebhafter verfolgt, als sie es verdienen, wenn sich von Zeit zu Zeit wichtigere Zwecke darbieten. Leidenschaften werden aufgegeben werden, die einen zu unerheblichen Gegenstand hatten, wenn erheblichere Gegenstände die Einbildungskraft reizen und Wünsche erwecken, die einer solchen Seele würdig sind. Ernste kaltblütige Ueberlegung wird die Tähtigkeit und Strebsamkeit einer

solchen Seele bestimmen und leiten. Die Menschen, mit welchen man in Verbindung lebt, erlangen dann in unserm Urteile den ihnen zukommenden Wehrt. Man erwartet von keinem mehr, als was er leisten kann. Man tuht für keinen aus Leidenschaft mehr, als was er verdient und unsere Kräfte uns erlauben, und eben so wenig wider andre etwas aus blosser Leidenschaft.

Ich habe fast zu lange im Allgemeinen und so geredet, als wenn ich meines Hauptgegenstandes vergessen hätte. Jezt will ich in bestimmtern Beispielen reden, deren Wahrheit hoffentlich niemand bezweifeln wird.

X.

Wirkungen der Einförmigkeit in dem Kloster-Leben.

Das erste Beispiel giebt mir das Kloster-Leben. Ich werde mich aber nicht lange dabei aufhalten. Herr von Zimmermann ist so oft auf diesen

Gegenstand gerahten, und hat so viel belehrendes darüber gesagt, daß ich nicht mehr nötig finde, mein Gemälde neben dem seinigen hinzustellen, das doch auch um so viel unvollkommener sein würde, da ich niemals in katholischen Ländern eine Zeitlang gelebt habe. Nur das werde ich sagen dürfen: Wenn wahre Einsamkeit in den Klöstern so Statt hätte, wie deren erste Stifter sie zur frommen Absicht hatten, so würde in ihnen das Herz durch keine derjenigen Leidenschaften sehr erschüttert werden, die jezt in denselben oft gewaltsam hervorbrechen. Die strengen Orden, z. B. die Carthäuser, welche sich durch Beobachtung ihrer Ordens-Regel der Einsamkeit näher bringen, geben wenig hieher gehörende Beispiele. Menschen, die nur an wenigen Tagen mit einander zu reden Erlaubnis haben, müssen sich einander sehr gleichgültig werden, und, wenn sie an einzelnen Tagen mit einander reden und in Verbindung treten dürfen, so werden die alsdann entstehenden Eindrücke und das Urteil über die

Beziehungen, in welchen sie einander zu interessiren anfangen, in den folgenden Tagen des Stillschweigens wieder vergessen, und die darauf gegründeten Entwürfe fallen hin. Wenn in andern minder strengen Orden die durch das Gelübde eingegangne Verbindung nach Willkühr wieder aufgehoben oder nur einstweilig verlassen werden könnte, so mögte auch da noch der Geist freier bleiben und nicht in den Gang hinein gerahten, der jezt in dieser Lebensweise so viel unangenehmes und verhaßtes bewirkt. Aber diese Menschen leben in einer ganz gezwungenen Vereinigung in beträchtlicher Anzahl. Sie können nicht anders, als immer auf den andern viel Aufmerksamkeit wenden. Sie leben einander zu nahe, und, insonderheit in Frauenklöstern, keinen andern Menschen nahe genug, daß sie auch auf diese eine anhaltende Aufmerksamkeit wenden könnten. Sie leben von allen wichtigen Zwecken des Lebens abgeschlossen, heute so sicher, als über ein Jahr, daß auch ohne Arbeit ihren Bedürfnissen nichts

abgehen werde. Ihre anbefohlnen Beschäftigungen gehen so einförmig fort, daß sie auch darauf alle Aufmerksamkeit verlieren; und die frommen Zwecke, welche, zufolge ihrer Religion und ihres Gelübdes, dadurch von ihnen erreicht werden sollen, denken sie sich, wenigstens in jüngeren Jahren, auch bei einer lebhaften Ueberzeugung von deren Erlangung weit entfernt hinaus. Jezt leben sie, und wer kann leben, ohne Einen Zweck dieses Lebens zu haben, und, so gut man es kann, ihn zu verfolgen? Sie müssen also diesen bloß in denen Verhältnissen suchen, in welchen sie mit ihren Genossen leben. In diesen Verhältnissen selbst liegt nichts, das sie zu einem Bessersein führen könnte, wenn nicht die Leidenschaften etwas dergleichen entstehen machen. Sie müssen sich entweder hassen oder lieben, um das ewige Einerlei ihrer Lebensweise zu unterbrechen. Etwas in der Sache selbst mehr liegendes bringen die Verhältnisse der Subordination in diese ihre Lebensweise. Nun wird es Zweck, bald

vereint oder einzeln dieser entgegen zu streben, bald eben diese Subordination für und wider einander zu benutzen, es sei um einer Person, die sie lieben, Vergnügen, oder einer andern, die sie hassen, eine böse Stunde zu machen. Hier entstehen Vereinigungen, und machen einstweilige Freude, auf der andern Seite Verdruß, und wiederum Freude, wenn man jene Vereinigung gestört, oder ihrer Absicht entgegen gestrebt hat. Hier ist Ein Mitglied der Gesellschaft, das seinen eigenen Gang gehen will. Es wird so angesehen, als wenn dasselbe sich besser, als die andern, hielte. Auch dem muß gewehrt, und diese Person in eben dasselbe Gleis gebracht werden, in welchem die übrigen denken und leben.

Die Wirkungen der hierdurch bestimmten Art zu denken und zu handeln beschränken sich zwar in den meisten Fällen auf das Kloster, welches diese zur äussersten Kleingeistigkeit herabgewürdigten Menschen einschließt. Die Sphäre ihrer Tähtigkeit kann nur selten sich weiter erstrecken.

Aber man biete ihnen dar, welchen Gegenstand man wolle, auf welchen sie ihre Handlungen nach gewissen Entwürfen ausdehnen sollen, so wird es Freude für sie sein, und sie werden mit der anhaltendsten Betriebsamkeit den ihnen angegebenen Entwurf verfolgen, wenn auch kein andrer Vorteil dabei für sie ersinnlich ist, als dieser, daß in das ewige Einerlei ihrer übrigen Beschäftigungen, wenn man sie so nennen darf, doch Einmal etwas neues hineinkömmt. Man kann sich auf sie sichrer, als auf jede andre Gattung von Menscheu, verlassen, daß sie dem ihnen angegebenen Plane treu bleiben, in der Ausführung desselben keinen Misgrif tuhn, auch nicht etwan aus moralischen Gründen und Gewissensbissen davon wieder abgehen werden, die Sache mag so boshaft sein, als sie immer wolle. So manches unter freilebenden Menschen geschmiedete Complot ist entdeckt worden, da einzelne der Teilnemenden anders Sinnes wurden, oder es ist mißlungen, da sie sich verplauderten oder ihre

Rolle unrichtig spielten. Aber jedes Complot, für dessen Ausführung Mönche und Nonnen sich vereint haben, wird nicht so leicht durch deren Schuld mislingen.

XI.

Teufeleien zu Loudun.

Die Geschichte hat sehr viele Beweise davon. Ich will aber nur deren Eins, die Teufeleien zu Loudun anführen, und in der Kürze die Hauptsache nach Anleitung der Histoire des Diables de Loudun aus deren zweiter Ausgabe, Amsterd. 1716. 8. um so viel lieber erzählen, da Herr von Zimmerman gar nicht auf diese lehrreiche Geschichte gerahten ist.

Die Stadt Loudun in Orleannois hatte um da Jahr 1630 ein Kloster des damals noch ziemlich jungen Ordens der Ursulinen. Es war arm und, ich weiß nicht, wie zahlreich. Von eigentlicher

Einsamkeit mogten jedoch die Nonnen nicht viel wissen. Denn sie hatten auch junge Kostgängerinnen unter dem gewöhnlichen Vorwande der Erziehung. Noch lebten sie auch nicht in einem eigentlichen Klostergebäude, sondern in einem für sie angeschaften bürgerlichen Wohnhause. Aber die Form des Klosterlebens, und die Einförmigkeit der durch die Ordens-Regel vorgeschriebenen Beschäftigungen war doch ganz da. In der Stadt lebte ein Pfarrer, Urban Grandier, ein Mann von Talenten, aber keinesweges von strenger Moral. Sein Stolz und seine Rechthaberei verwickelten ihn in viele Händel mit Weltmännrrn und Geistlichen, welche er fast alle mit grosser Demütigung seiner Feinde ausführte, die ihm zu viele Freude machte, in deren Ausbrüchen er iedesmal zu laut ward. Einen solchen Handel hatte er mit einem andern Weltgeistlichen Mignon gehabt, welcher der Beichtvater dieser Nonnen war, mit welchen Grandier in so weniger Verbindung stand, daß bei nachheriger Con-

froetirung auch nicht Eine derselben ihn persönlich kannte. Im October des Jahres 1632 fand Mignon die Superiorin des Klosters und eine zweite Nonne besessen. Er gab die Sache an und exorcisirte sie in mehrerer Zeugen Gegenwart. Es gebührte sich, um die Teufeleien glaubhaft zu machen, daß die Teufel in fremden Sprachen reden mußten. Sie antworteten also auf die Fragen dieses, und andrer Exorcisten, die man freilich dazu absichtlich ausgewählt hatte, Latein. In diesem Latein erklärten sie den Grandier für den Hexenmeister, der die Teufel in ihre Leiber gebracht hätte. Als Grandier endlich Erlaubnis bekam, auch zu exorcisiren und die Teufel auf Griechisch ausfragen wollte, begrif sich die Besessene geschwind, und wandte ihm ein, daß es wider ihren Accord wäre, Griechisch zu reden. Der Lauf der Sache war kürzlich dieser: Alle die, welche Grandier bisher sich zu Feinden gemacht hatte, Weltmänner und Geistliche trugen das ihrige dazu bei, daß Grandier

gefangen gesezt, der so klare Betrug aufs beste scheinbar wahr erhalten, jenem alle Mittel, ihn klar zu machen gewehrt oder gestört, er fürchterlich gepeinigt und nach einem Processe von beinahe zwei Jahren lebendig verbrannt ward. Ihm war zwar die Erwürgung vor Anzündung des Scheiterhaufens versprochen. Aber die Exorcisten hatten den Strick, mit welchem dies geschehen sollte, durch Knoten verwickelt, und einer dieser Geistlichen zündete selbst den Scheiterhaufen an, bevor der Büttel mit Auslösung der Knoten fertig werden konnte.

Dieß alles aber gehört nicht so sehr zu meinem Gegenstande, als die Bemerkung der von den Nonnen dabei gespielten Rolle. Der zum Gegenstand des Complots bestimmte Mann war ihnen persönlich ganz unbekannt. Der Zweck war äusserst boshaft, ward aber von diesen zu dessen Erreichung gewählten Werkzeugen so lebhaft verfolgt, als wenn ihr ganzes Glück daran gehangen hätte. Anfangs mogten wol nur die

Priörin und Eine Schwester dazu angestiftet sein. Allein nachher machten ihrer Zehn das Spiel mit. Die erwähnten beiden Anfängerinnen wurden jedoch von Reue ergriffen, als sie sahen, wo das Spiel hinausgienge. Aber Grandiers Feinde wußten bald, was die Teufel damit wollten, nemlich ihren Clienten retten, und benuzten eben dies Geständnis der erwähnten beiden reuig geworden als einen neuhinzukommenden Beweis von der durch Grandier bewirkten teuflischen Besitzung. So gewiß nun die übrigen Nonnen wußten, daß sie ebenfalls Werkzeuge zur Erreichung der boshaftesten Absichten wären, so spielten sie doch alle ihre Rolle ohne Gewissensbisse fort. Fast zwei volle Jahre mußten sie dieselbe durchspielen, die ihnen zwar dadurch sehr erleichtert ward, daß die Geistlichen ihnen hierin auf alle Weise halfen, und sie wenig andre Zeugen hatten, als solche, die um die Sache wußten oder sie gerne für das ansahen, wofür man sie ausgab. Sie lernten aber so darin aus, und

schienen einen solchen Gefallen daran zu finden, daß der gleichzeitige Geschichtschreiber, aus welchem jenes Buch hauptsächtlich gesammlet ist, Scheu trägt das scheuslich unanständige in ihrem Betragen dabei zu beschreiben.

Die Asche des Grandier, des ersten und einzigen Gegenstandes dieser Teufeleien, war schon lange vom Winde verweht, und kein neuer Anlaß und Gegenstand bot sich dar zu deren Fortsetzung. Die Anfänger des Complots hatten ferner keinen Grund dieselbe zu wünschen. Auch Mignon muß keinen Todfeind weiter gehabt haben. Sonst hätte er mit Hülfe dieser Nonnen noch manchen derselben auf den Scheiterhaufen bringen können. Denn diese Dirnen teufelten nun noch ohne jemandes Anreizung sechs Jahre durch fort. Und warum sollten sie es nicht getahn haben? das Spiel war einmal gelernt worden. Es hatte den armen Dingern gefallen, und sie hatten einen Zeitvertreib daran gehabt, den sie nicht aufgeben konnten, ohne in die vorige

Einförmigkeit ihres Lebens wieder zurück zu treten. Sie hatten sich für die boshafte Posse vereinigt. Die Schaam war überwunden, die doch manche mogte gefühlt haben, als sie sich zum erstenmal in der verstellten Verrückung zur Schau darstellte.

Ein junges Mädchen reformirter Religion verlies um diese Zeit ihre Famile, ward catholisch, trat in den Orden und spielte die Besessene eine Zeitlang lustig mit. Diese allein ward des Dinges müde, und entlief wieder aus dem Kloster zu ihren Glaubensgenossen. Auch das war kein Wunder. Denn in die Lebensweise, die dieß Mädchen ausser dem Kloster so lange mogte geführt haben, paßte jenes Spiel nicht gleichmässig. Dagegen aber breitete es sich in andre Klöster dieser Gegend aus, und ward, ohne irgend einen solchen bestimmten Zweck, als der bei dem ersten Anfang zu Loudun war, fortgesezt. Auch frei lebende Weibsbilder, denen aus ihrer Lage Langeweile entstehen mogte, fanden Ge-

fallen daran, und ahmten es zur grossen Plage ihrer Männer oder ihrer Eltern nach.

XII.

Wirkungen der Einförmigkeit in Zucht- und Gefangenhäusern.

Solche Wirkungen hat die Einförmigkeit des Lebens auf Menschen, welche vor ihrem Eintrit in dasselbe zum Teil nur wenig von den Annehmlichkeiten einer unter mancherlei Beschäftigungen oder auch Zerstreuungen abwechselnden Lebensweise erfahren haben. Wie vielmehr müssen nicht diese Wirkungen bei solchen Menschen sich zeigen, die nach dem Genus eines freiern Lebens in eine ähnliche Lage versezt werden! Sie werden genötigt, alle ihre sonst gewohnte Tähtigkeit, von welcher Art sie auch gewesen sein mag, aufzugeben. Die Wahl des Umganges und der in demselben gewohnten Zerstreuungen fällt weg,

wenn man gleich keinesweges sie zu einsamen macht. Sie werden um so viel lebhafter eine neue Sphäre der Tähtigkeit in dem engen Cirkel, auf welchen sie eingeschränkt sind, sich zu verschaffen suchen, und einen jeden Gegenstand derselben sich um so wichtiger sein lassen, je weniger sie nunmehr darunter zu wählen haben. Auch mit ihrem Gewissen werden sie jezt viel eher fertig. Dem freien Menschen bietet sich gewöhnlich neben dem bösen Zwecke, den er gern verfolgen mögte, auch ein guter Zweck dar, den er verfolgen kann, so bald er will. Aber mit dem Verluste der persönlichen Freiheit ist auch die Fähigkeit etwas positiv gutes zu tuhn noch mehr verloren, als die Fähigkeit, etwas positiv böses zu tuhn. Sezt den besten Menschen unverschuldet in eine solche Gesellschaft. Die Güte seines Herzens wird nicht in ihr lange ausdauern können. Denn er wird sie fast allein nur in Unterlassung des Bösen behaupten können, zu dessen Begehung die Gelegenheit sich ihm auch dort

noch darbietet. Aber der minder Gute wird das alles willig mitmachen, und wäre es auch nur, um seine Langeweile zu unterbrechen. Ich werde nicht zuerst aus der Erfahrung dartuhn dürfen, wie böse die Menschen durch solche Einsperrung in solchen Gefangenhäusern werden, wo nicht jeder seinen Kerker besonders hat, sondern der ganze Haufe mit einander umgehen und sich alle seine bösen Neigungen mitteilen kann. Da muß dies vollends arg werden, wo die Gefangenschaft mit gar keiner Arbeit verbunden ist. Man muß erstaunen, daß man in Grosbritannien in diesem so unrechten Wege noch immer verbleibt. In den dortigen Gefangenhäusern und selbst in den Zuchthäusern, den sogenannten Bridewells, wird an keine Arbeit irgend einer Art gedacht. Der durch Faulheit und Müssiggang in kleine Verbrechen gerahtene Mensch wird dort vollends in die einförmigste Untähtigkeit gesezt; und wie ist es da Wunder, wenn er nach seiner Entlassung so viel schnellere Fortschritte in allerlei Lastern und

Verbrechen macht, die sich endlich durch den Strang endigen müssen. In unsern Zuchthäusern, die denn doch auch insgesamt Werkhäuser sind, geht es in diesem Stücke viel besser, zumal wenn dabei die Einrichtung gilt, daß dem, der über sein vorgeschriebenes Maas arbeitet, oder eine Arbeit von mehrerer Einträglichkeit zu verrichten im Stande ist, doch etwas von seinem Fleisse zu gute kömmt. Ein Werkhaus kenne ich, nemlich das Hanöverische, welches sehr zuverlässig junge in dasselbe aufgenommene und auch zuweilen alte Menschen bessert. Aber in diesem ist alles darauf abgezweckt, durch die Art, die Stuffen und die Abwechselung der Beschäftigungen die verhaßte und verderbliche Einförmigkeit so sehr zu entfernen, als möglich.

XIII.

In Hospitälern.

Ich habe manchen Beweis von den Folgen dieser Einförmigkeit in solchen Hospitälern gesehen, welche zur Aufnahme nicht kranker und krüpplichter, sondern alter, wiewol noch nicht ganz abgelebter Personen bestimmt sind, dergleichen unsere Stadt verschiedene hat. Ein jeder in dieselben eintretende sieht zwar keinen andern Zweck vor sich, als sein Leben in Ruhe und ohne Sorgen zu endigen. Man will nichts mehr, als aller ihrer Tähtigkeit ein Ende machen. Ihre Beschäftigungen ausser den vorgeschriebenen Andachts-Uebungen, sind höchstens die Reinhaltung des Hauses und ihrer Schlafstellen. Um ihnen ja nichts mehr aufzuladen, ist die gewöhnliche Regel, keine Blinde oder Krüppel, deren Pflege und die ihnen nötige Dienstleistung noch ein-

zelne der übrigen beschäftigen könnte, aufzunehmen. Indessen nehmen sie die Ueberbleibsel ihrer bis dahin gewohnten Tähtigkeit mit hinein. Es giebt keine Gelegenheit sie zu äussern, sondern sie muß auf eben die Art, wie in den Klöstern, gesucht werden. Auch hier ist jeder auf seine Mitgenossen arglistig aufmerksam. Viel Haß, selten Liebe und Freundschaft, viel Neid gegen den, der noch einige Vorteile vor den übrigen genießt, weil er nicht vollends so arm ins Hospital gekommen ist, und allenfalls noch einige Unterstützung von Freunden genießt, ein Bestreben dem wehe zu tuhn, der nicht nach dem Sinne der mehrern ist, um ihn in seinem Betragen mit diesen einstimmig zu machen, das alles hat auch hier Statt. Ein jeder neu eingetretene bekömmt, wenn er nicht bald allen gefällt, in den ersten Tagen einen verhaßten oder lächerlichen Beinamen. Doch ist es in den Hospitälern für Weiber ärger, als in denen für Männer. Ich habe Menschen gesehen, die, wenn sie mit einigem

guten Gefühl und Gewönung an bessere Sitten in dergleichen Hospitäler kamen, die feindselige Verfolgung der übrigen nicht aushalten konnten, so wenig wesentliche Folgen sie auch davon zu besorgen hatten, sondern bald wieder herausgiengen, und sich lieber allem Elende überliessen, das ihnen für ihr Alter drohete.

XIV.

In Waisenhäusern.

Klöster, Gefängnisse und Hospitäler enthalten jedoch Menschen, die man so gut als für verloren für die bürgerliche Gesellschaft anzusehen gewohnt ist. Weit grösser ist der Schaden, welchen diese Einförmigkeit der Beschäftigungen auf Menschen hat, die man noch zu nüzlichen Mitgliedern derselben ausbilden zu wollen vorgiebt. Und darin wird es doch so gar oft und arg versehen. Ich will, weil ich doch zulezt von Hospi-

tälern redete, demjenigen, was ich über diese wichtige Sache zu sagen habe, die so sehr bestätigte Anmerkung nur kurz vorausschicken, daß die in Waisenhäusern erzogenen Kinder gewöhnlich eine so unangenehme Gemütsart in den Dienst der Herrschaften oder Handwerksmeister mit sich bringen, daß man, so vorzüglich auch ihre Anleitung vor derjenigen sein mag, die man andern Kindern niedrigen Standes giebt, Mühe hat, mit ihnen fortzukommen. Hier in Hamburg ist es eine traurige Bemerkung, daß so viele Gegenstände der Criminal-Processe ehemalige Waisenkinder sind. Insonderheit gehen manche derselben zum Rabenstein in Folge solcher Mordtahten, die sie an unschuldigen verübten, wenn widrige oft selbst verschuldete Schicksale ihnen das Leben verleideten. Ein Verbrechen, das so lange noch oft begangen werden wird, als die Gesezgeber und Richter nicht einsehen wollen, wie widersinnig es sei, einem Menschen in dem von ihm selbst gewählten Wege

vom Leben zu helfen, der, um diesen Tod sich zu verschaffen, einen andern vor sich hin aus der Welt schaffte! Und doch ist die Erziehung, die man diesen Kindern giebt, so sanft und so liebevoll, daß man glauben mögte, es müßten bei ihnen Gefühle des Wolwollens und der Dankbarkeit gegen jeden, der es gut mit ihnen meint, und ruhige Zufriedenheit mit ihren Schicksalen viel natürlicher, als bei andern Kindern geringen Standes, entstehen. Doch trifft diese Anmerkung hauptsächtlich nur solche Waisenhäuser, in welchen die Kinder fast allein zu sitzenden Arbeiten angeleitet werden, in denen die Einförmigkeit unvermeidlich ist. Die Hauptsache aber ist die Entfernung dieser Kinder von aller Bekanntschaft mit der in der bürgerlichen Gesellschaft Statt habenden Betriebsamkeit und deren mannigfaltigen Zwecken. Auch der Handwerksbursche, der Livreebediente und die künftige Haus-Magd haben ihren Grad von Welt- und Menschenkenntnis nötig, um mit einer gewissen

Kraft und Muth in die Geschäfte ihrer Bestimmung einzutreten. Bei körperlichen Beschäftigungen jeder Art aber lernen sie besser darauf hinausdenken, als wenn sie auf die Bank oder an den Tisch geheftet lesen, schreiben, beten, rechnen auch wol gar zeichnen lernen. Hier bieten sich ihnen einzelne Ideale der menschlichen Betriebsamkeit, aber nur Ideale dar. Sie schaffen, wenn ihnen das alles in den Kopf gebracht ist, noch nichts, was sie oder ein andrer unmittelbar in Gebrauch nehmen könnten. Laß sie aber das roheste Werk der Kunst verfertigen, laß sie z. B. grobes Band weben, oder gar Schwefelhölzer schneiden, so sind schon diese eines unmittelbaren Gebrauchs fähig, und haben ihren wenn gleich noch so kleinen Wehrt. Im übrigen verdreht ihnen die Einförmigkeit ihrer Beschäftigungen und der nicht nach ihrer Wahl anwendbaren Freistunden eben so sehr die Köpfe, als andern Menschen, und giebt ihnen Launen, Parteigeist und eine Strebsamkeit für unbedeu-

tende Zwecke, weil sie keine wichtigere und edlere kennen lernen.

XV.

In Erziehungs-Anstalten.

Und eben das ist der Fehler einer jeden wenn gleich noch so künstlich angelegten Erziehung, wenn dieselbe unter solchen Umständen betrieben wird, daß daraus eine solche Einförmigkeit der Lebensweise entsteht, die den Geist in eine Art von Fesseln legt. Bringt eure Zöglinge unter Ein Dach mit vielen andern zusammen, beschäftigt sie in aller anscheinenden Freiheit, aber ohne Freiheit in der Art und Auswahl ihrer Beschäftigungen, heitert sie auf, so viel ihr wollt, aber so, daß sie zum voraus wissen: jezt wird man uns so, dann wieder so aufheitern wollen, haltet sie von dem Umgange mit Menschen zurück, die sich schon in dem Wege beschäftigen, in welchem sie sich kün-

ftig beschäftigen sollen, laßt den künftigen Staats- oder Kriegsmann, den künftigen Güterbesitzer, Manufacturisten oder Kaufmann keinen Menschen, als etwan den Landmann auf seinen Spaziergängen sehen, gebt ihm indessen die Ideen von allerlei Beschäftigungen des Lebens im Unterricht, durch Bücher, ja selbst durch Zeichnungen: ihr werdet bei dem allen ihren Geist so in der Enge halten, daß sie nicht wissen werden, wie es ein Mensch anfange, wenn er selbst urteilt, überlegt und Entschlüsse faßt. Die Welt, wird ihnen, wenn sie in dieselbe eintreten, so neu sein, als wenn sie auf diesem Erdball erzogen wären, um in dem Jupiter zu leben. Aber alle übrige Folgen der Einförmigkeit ihrer Lebensweise werdet ihr nicht vermissen. In der kleinen Welt, worin sie leben, werden sie ihre besondre Sphäre der Tähtigkeit sich entstehen machen. Sie werden ihre kleinen Absichten und Entwürfe haben, werden die mit ihnen lebenden da hinein zu ziehen suchen, werden, wenn sie mehr nichts

können, zu bösen Zwecken mitwirken wollen, wo man ihre Mitwirkung auffordert, werden Euch zu betriegen suchen, und wäre es auch nur um der Freude willen, euch betrogen zu haben. Sie werden andre verführen, blos weil es sie kützelt, euch unbewußt verführt zu haben. Sie werden keinen Verdruß, keine Laune blos für sich behalten, sondern sogleich unter den ihnen so nahe lebenden den suchen, dem sie dieselben mitteilen können. Denn das giebt doch wenigstens einstweilige Unterhaltung und Gelegenheit, von andern Dingen zu sprechen, als von welchen Lehrer und Aufseher wollen, daß man sprechen soll. Oder gelingt es euch, sie an eurem Gängelbande so feste zu halten, daß sie nicht links nicht rechts gehen, ohne wie ihr es wollt, gelingt es euch, ihre auflodernden Leidenschaften so schlafen zu legen, daß ihr keinen Ausbruch derselben besorgt, so habt ihr um so viel weniger Menschen aus ihnen erzogen, die, wenn ihr sie entlaßt, mit eigner Kraft handeln, auf

eigene Ueberlegung gegründete Entschlüsse fassen, und die Mittel zu deren Ausführung wählen können.

Man wird mich schon verstehen, daß ich hiemit auf die Mängel ziele, welche die Erziehung in Pensions-Anstalten hat. Ich habe dies alles umständlicher in meiner Abhandlung, über einige bisher zu wenig bemerkte Schwierigkeiten bei Pensions-Anstalten im Augustmonat 1783 des deutschen Museum gesagt, welche ich durch sehr viele und wichtige Zusätze erweitert dieser Sammlung einfügen werde. Hier will ich nur dieß Eine hinzusetzen: die Möglichkeit läßt sich zwar sehr wol gedenken, eine Pensions-Anstalt auf den Fuß zu setzen, daß diese Einförmigkeit der Lebensweise, der Beschäftigungen, d r Denkungsart und der Sitten nicht leicht in ihr Statt finde. Aber der Wirklichkeit setzen sich sehr grosse Schwierigkeiten entgegen. Die gröste von allen ist, daß die Zöglinge solcher Institute selbst so sehr da-

zu geneigt sind, und allen Maasregeln gemeiniglich entgegen streben, die man anwendet, um sie davon zurück zu halten, oder, wenn sie schon sie mitgebracht haben, sie aus derselben herauszusetzen. Dieß gelingt freilich noch oft genug. Es gelingt bei einzelnen, und überhaupt noch wol auf einzelne Zeiten. Aber das Uebel kömmt immer wieder hervor, und nimmt oft seinen Ursprung bei jungen Leuten, von welchen man nach ihrer vorgängigen Erziehung es am wenigsten erwartet. Ich habe nun zwanzig Jahre durch in meinem Institute so manche Erfahrung darüber gehabt, wo es aus vielen Gründen doch noch am besten müßte zu verhindern gewesen sein, daß ich gewiß mehr belehrendes davon sagen kann, als viele andere. Doch hier ist nicht der Ort dazu, da ich eigentlich keine Erziehungsschrift schreibe. Aber dies wenigstens kann ich hier nicht ungesagt lassen; Es ist der größte Misgrif in der neuern Pädagogik, wenn man sie durch solche Institute zu bessern sucht, welche ihrer er-

sten Einrichtung nach diese schädliche Einförmigkeit unabwendlich entstehen machen. Alle auf den Unterricht angewandte Kunst, alle in denselben gebrachte Annehmlichkeit, Leichtigkeit und Abwechselung kann es für jenen Fehler nicht gut machen, kann das Herz nicht heben, kann nicht den Gang des Verstandes frei machen, kann auch nicht einmal die einer bessern Seele angebohrne Kraft ganz erhalten.

XVI.

In öffentlichen Schulen.

Ich weiß gar wol, daß auch die öffentlichen Schulen nicht frei von diesem Uebel sind. Wenn des Lehrers Unterricht gar zu einförmig ist, wenn er seine Lehrlinge in die Meinung sezt, daß alle Weisheit nur aus seinem Munde fliesse, wenn er nicht ihnen Lust und Muth zum Privatfleiß zu machen weiß, wenn er den Pennalismus nicht niederhält, oder wenn er ihn wol gar

begünstigt, wenn der Lehrer seinen Schülern Talente durch Kunst zu geben sucht, welche nicht der Unterricht, sondern die Natur hervorbringen kann und muß, welche zu besitzen jedoch ein junger Mensch sich zu leicht einbilden läßt, wenn er statt brauchbarer Geschäftsmänner Dichterlinge und vermeinte Schönschreiber aus ihnen zieht; da entsteht alles dieses Unglück wol so leicht, als in Pensions-Anstalten. Da kömmt es bald dahin, daß der ganze Hause sich in Sitten, Denkungsart, in der Lebensweise und dem dazu nötigen Aufwande nach Einer Form wandelt, daß alle ernsthafte edle Zwecke des Lebens vergessen werden, daß jeder sich in Kleinigkeiten oder durch Talente groß dünkt, die er nicht hat, oder die nur wenigen in der Welt forthelfen können, daß alle entweder ohne Kraft oder mit zu vieler eingebildeten Kraft handeln, und am Ende nichts beschaffen. Auch davon habe ich viele Beispiele erlebt. Ich kenne stark besetzte Schulen, die unter einer solchen Misleitung, oder auch nur unter

der Fahrlässigkeit ihrer dieß Uebel nicht beachtenden Lehrer, in einer Reihe von Jahren kaum einen oder den andern brauchbaren Mann und wahren Gelehrten der bürgerlichen Gesellschaft geliefert haben. Die leidige Genieseuche ist nicht in den neueren Pensions-Anstalten, sondern schon früher in den vorher so sehr gesunkenen öffentlichen Schulen und verdorbenen Universitäten im nordlichen Deutschland entstanden. Aber darin liegt der Unterschied: Wenn der Lehrer einer öffentlichen Schule der einförmigen Wendung des Geistes gehörig entgegen zu streben weiß, zu welcher alle in engerer oder weiterer Verbindung mit einander lebende Junge Leute so sehr geneigt sind, und sich einander sie mitzuteilen suchen, so gelingt es ihm gewiß, blos aus der Ursache, weil sie nicht unter Einem Dache vereint leben; weil zwischen die Stunden, in welchen sie ihm zuwider an einander arbeiten, so manche einfallen, in denen sie sich einander nicht sehen; insonderheit deswegen, weil sie bei ihren Eltern

oder bei andern Menschen leben, zu Haüse andre Gedanken fassen, ihrer künftigen Bestimmung nachdenken, oder daran erinnert werden, folglich die in dieser Absicht nötige Strebsamkeit wieder gewinnen, und das kleinliche derer Entwürfe, die ihnen unter ihren Mitschülern wichtig wurden, einsehen. Wenn ein solcher Mann Wetteifer zu erregen sucht, den ernsten Privatfleiß befördert, so verfehlt er seine Absicht gewiß nicht. Denn, wenn der Lehrling zu Hause ist, so stört ihn nicht so leicht jemand in diesem Fleisse, oder verleidet ihm denselben. In Pensions-Anstalten aber wird der Träge, der darunter zu leiden fürchtet, bald die boshaftesten Entwürfe machen, ihn fühlen zu lassen, daß er nicht sich unterstehen dürfe, besser zu sein und sich lobenswehrter machen zu wollen, als andre seines gleichen.

XVII.

Im Akademischen Leben auf protestantischen Universitäten.

Von allem diesen trift auch so vieles auf das Akademische Leben zu, so wie es, leider! noch auf so vielen protestantischen Universitäten fortgeht. Worin hat der sogenannte Akademische Ton mit allen seiuen häßlichen Folgen seinen Grund, als in der Einförmigkeit der Lebensweise, in welche diese, zwar in einer scheinbar schlaffen Verbindung, aber doch immer einander zu nahe lebenden jungen Menschen sich einer den andern hinein zu zwingen suchen? Woher kömmt diesen Menschen die nachher ihnen anklebende ekelhafte Einförmigkeit in ihrem Betragen, mit welcher sie unter feinern Menschen immer so ganz am unrechten Orte sind? Woher die schiefe Wendung des Geistes, bei welcher sie in allen Vorfällen anstossen, wo es darauf ankömmt, mit Ernst

und Würde gute Zwecke zu verfolgen? Woher diese Sorglosigkeit in Ansehung alles dessen, was ein Mensch zu beachten hat, wenn er sein Glück für spätere Jahre gründen will? Ich habe auch darüber schon einmal mein Herz in einer Abhandlung über die verfallene Haushaltung der meisten Gelehrten unsrer Zeit, S. 363. f. meiner vermischten Abhandlungen, ausgeschüttet, und mag hier nichts weiter darüber sagen. In den seit dieser Zeit verlaufenen zwölf Jahren ist eine und die andre protestantische Universität durch einen Zusammenfluß verschiedner Umstände, aber nur Eine, nemlich die zu Erlangen, durch Landesherrlichen Befehl in bessere Ordnung gesezt; aber mit mancher andern ist es nur schlechter geworden. In dieser und auch nun in Halle hat man es doch wenigstens versucht, dem unseligen Hange zur wilden Verschwendung und dem Reize zu begegnen, welchen einzelne Exempel unter diesen so sehr aneinander haftenden Menschen natürlich haben.

XVIII.

Uebergang von der erzwungenen Einförmigkeit zu der selbsterwählten.

Bis daher habe ich fast allein von derjenigen Einförmigkeit des Lebens geredet, in welche Menschen durch solche Umstände hinein gerahten, die nicht allerdings von ihrer Wahl abhängen, oder bei welchen sie, wenn sie aus eigner Wahl sich in sie hineinsetzen, doch nicht immer voraussehen, wie eben dieselben auf ihren Geist wirken werden. Es ist wenigstens nicht ihr freier Entschluß, daß sie so einförmig mit andern leben wollen, wie sie nachher leben müssen, wenn sie dem Strom zu folgen genötigt werden. Der junge Mann, der das Klosterleben in einem Orden wählt, der als nicht gar zu strenge bekannt ist, der Greis, welcher sich seines Eintritts ins Hospital freuet, der Jüngling, welcher froh die Akademie bezieht, glaubt doch wenigstens, daß er

in Ansehung seiner Denkungsart, seiner Moralität, seines ihn dort erwartenden Umganges und seiner unschuldigen Aufheiterungen mehr Freiheit behalten werde, als welche er hintennach ihm verbleibend findet. Auch der Vater, der seinen Sohn in eine Pensions-Anstalt giebt, denkt doch auch, daß dessen Geist in derselben freier bleiben, und daß dessen Wirkungskreis schon dort weiter ausfallen werde, als er bei der in derselben gewöhnlichen Gängelei der Lehrer und der oft gewaltsamen Verleitung seiner Mitgenossen bleiben kann. Aber es giebt so viele Menschen, die mitten im Wechsel der Verbindungen und der Beschäftigungen, mitten in der Mischung des Umganges, der ihnen zu Gebote steht, und sich gewissermassen an sie drängt, aus bestimmter Wahl oder durch allmählige Verwöhnung in eine Einförmigkeit des Lebens hineingerahten, welcher ihre ganze Lage entgegen zu streben scheint. Auch diese hat Folgen, welche auf die bürgerliche Gesellschaft, der sie doch nicht ganz sich entziehen

können, weil sie nur einförmig, nicht einsam leben, mehr Einfluß haben, als die bisher beschriebene Lebensweise solcher Menschen, welche der übrigen Gesellschaft mehr oder weniger entrückt leben.

Es giebt in jeder Stadt und in jedem Volke Menschen, denen ihre Lage erlaubt, von allen solchen Beschäftigungen, die auf ihre Mitmenschen erheblichen Einfluß haben können, sich zurück zu halten, ohne daß sie ihres Unterhalts wegen besorgt sein dürfen. Wenn unter diesen einzelne, wie es oft genug geschicht, in ihrer Lebensweise sich gänzlich isoliren, so bringt dieß der Gesellschaft, welcher sie bis dahin angehörten, nicht mehr Schaden, als den sie durch ihren nachher erfolgenden Tod schaffen, nur daß sie vors erste noch als unnütze Mitesser da bleiben. Von diesen rede ich hier gar nicht.

Aber von solchen Menschen habe ich viel zu sagen, welche nach ihrer Lage dies weder ganz tuhn können, noch eigentlich wollen. Ich werde

von diesen, fast allein unter der Voraussetzung reden, daß sie in Städten leben und zu solchen bessern Volksclassen gehören, denen die Art ihrer Beschäftigungen die Städte zum Wohnsitz anweiset.

XVIIII.

Zwar wirkt das städtische Leben derselben sehr entgegen.

Natürlich wirkt das städtische Leben Einförmigkeit auch in mancher geringeren Volksclasse sehr entgegen. Die Beschäftigungen der Städter sind überhaupt mannigfaltiger, als die des Landmanns und müssen es sein. Ihre Betriebsamkeit hat mehr Gegenstände, und schon früh muß dem städtischen Knaben in seiner Erziehung eine Strebsamkeit mitgeteilt werden, die künftig in mehr als Einem Gegenstande ihre Anwendung finden mögte. Denn auch das trägt dazu bei, daß Menschen, die in diesen Volksclassen gebohren

werden, so lange Zeit ihrer Bestimmung ungewisser bleiben, als der Sohn des Landmanns. Eben diese Menschen sind, da sie in Städten einander so nahe leben, Zeugen von einer Menge und Mannigfaltigkeit von Vorfällen, die sie bald mehr, bald weniger interessiren, in denen sie sich einen Anteil beilegen und allenfalls eine Rolle mit zu spielen suchen. In der Taht hat auch mancher Vorfall in den sie näher angehenden Verbindungen Folgen, die sich auf mehr Menschen ausbreiten, als dieß unter Landeinwohnern Statt hat. Wenn ein Dorfmädchen zu Falle kömmt, so ist es Unglücks genug für das Mädchen sowol, als ihre Angehörige. Aber mehr Unglück ist es für eine Familie, auch nur vom Mittelstande, in Städten, wo die Schwestern mit geschmähet werden, und nicht so leicht, als die Schwestern einer geschwächten Person auf dem Lande, zu einer guten Heiraht gelangen. Wenn ein Bauer in seiner Wirtschaft zurück kömmt, und von derselben abgetrieben wird, so

hat die Gegend einen Tagelöhner oder einen Bettler mehr an ihm. Die Folgen verbreiten sich nicht viel weiter, und es giebt nicht viel davon zu sprechen. Aber der über einen Bürger verhängte Concurs hat weit ausgebreitetere Folgen. Dem Manne wird entweder wieder aufgeholfen; und das wird das Werk vieler. Oder seine verunglückte Familie fällt mehrern andern zur Last. Daran entsteht eine weit verbreitete Teilnehmung; darüber giebt es unter den Teilnehmenden und nicht Teilnehmenden viel zu sprechen. In diesen Volksclassen wird nicht leicht ein Mensch geboren, noch seltner stirbt einer, ohne daß Folgen dabei Statt hätten, in Rücksicht auf welche mancher etwas zu tuhn bekäme, und, wer nichts dabei zu tuhn hat, wenigstens seiner Zunge etwas zu schaffen geben könnte.

Diese Mannigfaltigkeit von Beschäftigungen, diese natürlich entstehende Teilnehmung an so vielen in diesen Volksclassen vorkommenden Vorfällen, strebt nicht nur dem Hange zur Einsam-

keit, sondern auch dem zur Einförmigkeit des Lebens entgegen. Diese Wirkung zeigt sich auch in der Taht in bei weitem dem grössern Teil der Städtebewohner. Man bekümmert sich dort um mehr Dinge, als man sollte. Man überläßt sich allen Arten von Zerstreuungen, zu welchen man sich so leicht zusammen findet, und vergißt dann freilich auch der ernsthaften Zwecke des Lebens oft nur gar zu leicht.

Indessen giebt es Menschen genug, die, da ihre Geburt oder spätere Glücksvorfälle sie in diese Volksclassen und in eine Teilnehmung an deren Beschäftigungen gesezt haben, aus welcher sie sich nicht heraussetzen können oder wollen, dennoch eine der Einsamkeit sich nähernde Lebensweise annehmen, und mitten in der grossen Gesellschaft, deren Mitglieder sie sind, so gut sie können, behaupten. Einsamkeit kann sie in diesen Umständen nie ganz werden. Aber sie wird Einförmigkeit, oder, wie ich gerade diese Art von Einförmigkeit insbesondre zum Un-

terschiede am liebsten nennen mögte, Eintö=nigkeit des Lebens. Dieß unglückselige Mit=telding zwischen Einsamkeit und der bei solchen Menschen durch die Umstände noch immer er=zwungenen Art von Geselligkeit schafft viel Uebels, und macht, daß manche Geschäfte, die in gute und fähige Hände gegeben zu sein schienen, einen sehr schlechten Gang gehen. Der Geist solcher Per=sonen bekömmt dadurch eine seltsame unange=nehme Richtung, bei welcher jeder, der mit ihnen zu schaffen hat, sie gern in eine völlige Einsam=keit hinein verwünschen mögte, wenn nur diese aus jener so leicht entstünde.

XX.

Doch wird sie, selbst bei Geschäftsmännern, durch mehrere Veranlassungen bewirkt.

Freilich scheint ein geschäftvolles Leben diese Eintönigkeit sehr zu veranlassen. Es scheint sie gewissermassen zu gebieten. Denn Ordnung und

Regelmässigkeit sind die ersten Tugenden eines Geschäftsmannes; und, wer diese in seinen Geschäften strenge behaupten will, wird sie auch in seiner übrigen Lebensweise annehmen müssen. Dies alles lasse ich gerne gelten. Aber Regelmässigkeit und Ordnung in der Lebensweise ist noch nicht ganz Einförmigkeit derselben. Sie wird es allererst durch später hinzukommende Veranlassungen oder mit einwirkende Ursachen:

Eine derselben ist die zu grosse Aengstlichkeit in dieser Regelmässigkeit und Ordnung. Der Mann nach der Uhr ist gewiß immer ein kleingeistiger Mann, wenn er gleich niemals sich zu Schulden kommen läßt, ein Geschäfte, das ihm oblag, versäumt zu haben. Er kann sie auch so gut verrichten, daß jedermann damit zufrieden ist. Aber für ihn müssen Geschäfte von der Art sein, daß sie nach einer gewissen Routine fortgehen, daß sie keine besondre Anstrengung erfordern, und nicht die Frage dabei ist, wie der Kopf des Mannes,

der sie verrichten soll, jedesmal dazu aufgelegt sei, wenn er an sie geht.

Der grosse Staats- und Geschäftsmann Jan de Witt zeigte sich gern und mit einer gewissen Regelmässigkeit im gesellschaftlichen Leben. Einer seiner Freunde fragte ihn, wie er bei seiner ihn überhäufenden Arbeit die Zeit dazu gewinnen könne? Er antwortete: Meine feste Regel ist, kein Geschäfte liegen zu lassen, wenn es getahn werden muß, und dabei behalte ich immer Zeit übrig. Diese Regel ist wichtiger für den wahren Geschäftsmann, als die Regel, zu arbeiten, was vorkömmt, wenn die Glocke schlägt. Sie besteht aber gewiß nicht mit einer strengen Regelmässigkeit und Ordnung in den Geschäften. Es war nicht der Glockenschlag allein, der den de Witt zu Geschäften rief, oder davon abzulassen ihm gebot. Er konnte bei dieser seiner Regel nicht immer gleich viel zu tuhn haben. Er wird auch oft bei der Ueberzeugung, daß dieses oder jenes Geschäfte getahn werdeu müsse, sich untersucht

haben, ob er es jezt tuhn könne. Er wird doch auch zuweilen aufgeschoben haben, was er jezt zu tuhn sich nicht allerdings fähig fand, aber dann auch gewiß getahn haben, was er tuhn mußte, so bald er es tuhn konnte.

XXI.

Fehler manches Geschäftsmanns, daß er nach Laune arbeitet, und Raht dagegen.

Es ist nicht leicht ein wahrer Geschäftsmann, der nicht in diesen Gang seiner Arbeiten hinein käme, weil es ihm nicht gleichgültig sein kann, ob er alles über den Leisten wegschlage. Dann wird er freilich nicht in die Einförmigkeit hinein gerahten, aber es entsteht leicht ein andrer Fehler. Er wird die Notwendigkeit einer ihm obliegenden Arbeit und seine Fähigkeit sie zu verrichten nicht immer ganz richtig beurteilen. Er wird nach Laune arbeiten, und diese Laune wird ihm oft eingeben, sich für unfähig zu einer Arbeit zu halten, weil sie ihm jezt nicht gefällt. Er

wird auch wol an eine Arbeit gehen, weil ihn gerade jetzt seine Laune treibt, und nicht fühlen, daß er eben dann zu leichtsinnig für die gehörige Anstrengung sei. Der beste Raht dawider ist, die Notwendigkeit der Arbeit als den ersten Grund gelten zu lassen, sie sich allenfalls grösser vorzustellen, als sie zu der Zeit wirklich ist, und das Geschäfte so anzugreifen, als wenn man es in Einem fort vollenden wollte und vollenden müßte. Wenn es dann nicht gelingt, und der Kopf bei so gutem Willen nicht gehörig mit fort will, so ist man bei Gott und bei Menschen entschuldigt, wenn man die so notwendig geachtete Arbeit eine Weile auf die Seite schiebt. Indessen giebt doch die Erfahrung, daß ein Mann, der mit gewisser Laune arbeitet, überhaupt besser arbeite, und, wenn Laune und Trägheit nicht Eins bei ihm ist, mehr beschaffe, als der Mann, für welchen der erste Grund zur Arbeitsamkeit der Glockenschlag, oder dieser ist, daß ihm die Arbeit in der von ihm beliebten Ordnung vorkömmt.

XXII.

Einförmigkeit hemmt die einem jeden Menschen noch immer in dem Fortgange seines Lebens notwendige Aufklärung.

Aber noch immer erscheint nicht in dieser Parallele, was die Einförmigkeit dem Einen schaden, was die Nichteinförmigkeit dem andern nutzen könne. Man hat Recht zu fragen: was gewinnt der leztere dadurch, daß er nicht sogar regelmässig in der Einteilung und Abwartung seiner Geschäfte, nicht so ganz der Mann nach der Uhr, nicht so einförmig in seiner Lebensweise, nicht so eingeschränkt in seinen Aufheiterungen, nicht so ekel in der Wahl seines Umganges ist? die kurze Antwort ist diese: er gewinnt Aufklärung.

Wie aber? ist denn noch von Aufklärung die Rede bei einem Manne, der nun einmal in Amt und Geschäften lebt? Läßt sich nicht mit Grunde voraussetzen, daß so mancher die ihm nötige Auf-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

klärung schon ganz iu die Geschäfte mit hineinnehme, zu welchen er angestellt wird? Oder, wenn das nicht ist, wird er sie nicht etwa durch seine Geschäfte gewinnen? — Ja wol! dieser wird Aufklärung in seinem Geschäfte gewinnen, und das Amt, das er bekleidet, wird ihn zum Manne machen; jener wird die Aufklärung, die er in sein Amt und zu seinen Geschäften schon bringt, erhalten und sich dadurch weiter fördern können; aber beide nicht anders, als wenn sie sich vor der Einförmigkeit, beides in Geschäften und in der Lebensweise, hüten. Tuhn sie dieses nicht, so werden ihre Einsichten einseitig, ihre Urteilskraft wird beschränkt werden, die Kraft zu handeln wird ihnen da fehlen, wo sie deren am meisten benötigt sind, ihr Fleiß wird ängstlich werden, ihre Absichten und Entwürfe werden ins kleinliche fallen, und, wenn wirklich grosse Zwecke ihnen entstehen, so werden sie nicht Muht und Strebsamkeit genug zu deren Erreichung haben. Insonderheit wird es ihnen an

Bayerische Staatsbibliothek München

der Menschenkenntnis fehlen, die ihnen nötig ist. Sie werden die Menschen zu einseitig beurteilen, werden Mistrauen oder Zutrauen im unrechten Fall fassen, und nie die Menschen zu leiten wissen, ohne welche sie auch die besten Entwürfe nicht ausführen können. Schwierigkeiten, denen sie sehr leicht ausweichen oder sie heben könnten, werden ihnen unüberwindlich werden, aber andre werden sie nicht achten, und durch sie hinbrechen zu können glauben, welche am Ende in ihren vermeintlich aufs beste ausgedachten Entwürfen sie dennoch scheitern machen. Wenn sie in diesem Gange mehrere Jahre fortgelebt und ohne Erfolg fortgewirkt haben, so wird ihnen am Ende ihre noch übrige Tähtigkeit unangenehm werden. Sie werden die Hände sinken lassen, stumpf werden, sich selbst überleben und sich wundern, wie es mit ihnen, die sie sich so vielen guten Willens bewußt waren, und sich selbst, vielleicht nicht ohne Grund, Talente zutrauten, so weit herab habe kommen können.

Ich darf nicht erwarten, daß man dieß alles so annehme, und, wenn ich auch wagen werde, einzelne Beispiele darzustellen, das, was ich behaupte, in ihnen sogleich finden werde. Niemand wird das, was ich jezt eben geschrieben habe, lesen, ohne sich zu erinnern, daß er manchen Mann auf die beschriebene Art habe sinken, die Kraft verlieren, stumpf werden, und sich selbst überleben sehen. Aber er wird andre Ursachen einzusehen glauben. Er wird sagen: der Mann war gleich Anfangs denen Geschäften nicht gewachsen, in die er gesezt ward. Dieß gab ihm eine Aengstlichkeit, die ihn immer niederhielt. Oder: er war ein guter Kopf, nahm sich aber der Sachen zu sehr an, erschöpfte sich und ward zulezt stumpf. Oder: er hatte bei vieler guten Anlage nicht Urteilskraft genug, Leidenschaft oder Eigensinn verführte ihn, und so gelang ihm wenig oder nichts. Ich räume das alles gern als mitwirkende Ursachen ein. Es mag in manchem Fall als Hauptursache gelten, und deswegen

um so viel mehr, weil eben solche Schwächen einen Mann gern dahin bringen, daß er mitten im Gewühl der Geschäfte einförmig wird. Aber ich glaube auch Recht zu haben, wenn ich sage: Wären diese Menschen nicht zu früh in die schädliche Einförmigkeit übergegangen, so würde der schwache Kopf mit der Zeit mehr Kraft gewonnen und seine Aengstlichkeit verloren haben; so würde der bessere Kopf nicht so früh stumpf geworden sein; so würde der Hizkopf Klugheit und Vorsichtigkeit gewonnen und die Menschen anders zu behandeln gewußt haben, durch deren Widerstand ihm seine Entwürfe vereitelt sind.

XXIII.

Was subjective und objective Aufklärungen sei.

Aufklärung ist allen Menschen nötig. Sie ist theils subjectiv, theils objectiv. Erstere ist der Inbegrif aller derer Kenntnisse, welche einem

Menschen in der Absicht mitgetheilt werden, oder die er sich selbst erwirbt, um sich zum Erkenntnis der Wahrheit und zu geschwinder Einsicht in dieselbe, auch zu richtigen practischen Entschlüssen überhaupt geschikt zu machen. Von dieser sucht man uns in unsrer Erziehung denjenigen Teil beizubringen, welchen zu fassen unsre Lage erlaubt. Objective Aufklärung sind die Kenntnisse, welche einem jeden einzelnen Menschen für seine Lage und Bestimmung zu wissen nötig sind. Erst in den spätern Jahren unsrer Erziehung sucht man uns dieselbe mitzutheilen; wir selbst suchen sie zu erwerben, doch nur unter der Voraussetzung einer gewissen Art von Beschäftigungen, in welche wir eintreten sollen. Die Geschäfte selbst aber sind noch nicht da. Je bestimmter die Beschäftigungen unsers künftigen Zustandes ausgemacht sind, desto gewisser gewinnen wir uns die dazu dienliche objective Aufklärung. Wird sie mit Uebung dieser Geschäfte selbst verbunden, so geht es desto sicherer damit. Der

Handwerker, der Landmann, oder der zur grössern Landwirhtschaft bestimmte Jüngling, der Comtoir-Bediente, der Krieger gewinnt die ihm nötige mit Ausübung begleitete objective Aufklärung sehr zuverlässig. Aber mit den Beschäftigungen der übrigen Volksclassen geht dieß nicht so sicher. Nicht etwan der Gelehrte, auf welchen man vielleicht glauben mögte, daß ich insonderheit ziele, sondern der junge Mann vom Stande ist, wenn er sich auf den künftigen Ruf des Staats zu den wichtigsten Geschäften vorbereitet, von der Art dieser Geschäfte nicht gewiß, sondern muß sich mit subjectiven und mit einzelnen Teilen der objectiven Aufklärung hinhalten, ohne eigentlich zu wissen, ob dieß die ihm fürs künftige eigentlich nötige objective Aufklärung wirklich sei. Der junge Jurist, der alle ihm nötige Weisheit in dem Vortrage des bürgerlichen Rechts erlangt zu haben glaubte, sieht sich nachher im Cameral- oder Gesandtschaftsfache angestellt. Denn es giebt noch Staaten, wo so wenig auf

die vorgängige Vorbereitung zu den Geschäften der verschiedenen Departementer geachtet wird, daß man den jungen Mann, der sich darbietet, um in der Kammer von unten auf zu dienen, blos aus dem Römischen Recht examinirt, und wo auch in den öbersten Stellen nach der Anciennität so gewechselt wird, daß ein Mann erwarten muß, der Folge nach nun den gerichtlichen, nun den geistlichen Sachen, nun dem Kriegeswesen, und zulezt dem Kammerwesen vorzustehen. Noch öfter entsteht diese Versetzung in ein Fach, wofür man keine objective Aufklärung gewonnen hatte, dem jungen Mann durch solche Vorfälle, die ihm eine Bahn des Glücks unerwartet eröffnen. Junge Protestantische Gelehrte, welche die Theologie studiren, haben solche Veränderungen ihrer früh gemachten Plane mehr als andre zu erwarten, und mögen immerhin sie sich gefallen lassen, je mehr sie auf ihren Kopf und wol überlegten Fleiß sich verlassen können. Die besten Köpfe, die neben mir vor etwa vierzig Jah-

ren in Göttingen Theologie studirten, sind durch mancherlei Veranlassungen in andre Fächer eingetreten. Ich sollte es freilich in dieser Verbindung nicht sagen, aber ich kann es nicht ungesagt lassen, daß, so einfach der Gang meines Lebens überhaupt gewesen ist, ich bei meinen spätern Beschäftigungen nicht gar vieles aus allen denen Kenntnissen habe benutzen können, die ich in meinen frühern Jahren als objective für mich dienende Aufklärung ansah. Was ich an subjectiver Aufklärung in minder bestimmte Rücksicht gewonnen hatte, das ist mir verblieben, und ich habe dem darangewandten Fleis nie bereuen dürfen. Dieß wird, wie ich glaube, die Erfahrung eines jeden Mannes sein, der nicht blos in Einem Zwecke den Wissenschaften obliegt, und nur die daran verbundene objective Aufklärung sich erwirbt.

XXIIII.

Wenig Menschen bringen zu den Geschäften ihrer Bestimmung die ihnen nötige objective Aufklärung, oder erlangen davon jemals zu viel in diesen Geschäften selbst.

Wahr ist es gewiß: Kein Mensch bringt in die Geschäfte seines spätern Lebens, wenn sie nicht ihrer Art nach äusserst einförmig sind, diejenige Aufklärung hinein, die er zu einer glücklichen und leichten Betreibung derselben bedarf. Ja noch mehr! kein Mensch, wenn er auch in derselben beträchtliche Fortschritte gemacht hat, wird sich dabei erhalten können, wenn er zu glauben anfängt, er sei nun weit genug gelangt, und nicht jede Gelegenheit zu fernern Fortschritten sich angenehm sein läßt. Wir müssen lernen, so lange wir leben: dieß wird so oft gesagt, aber deswegen so wenig geübt, weil man es gewöhn-

lich nur von dem förmlichen Lernen versteht, wie es der Gelehrte treibt. Der Geschäftsmann muß, wenn auch seine Geschäfte eine gewisse Art von Gelehrsamkeit voraussetzen, mehr von Menschen, als aus Büchern, lernen. Unter jenen muß er die ihm nötige Aufklärung suchen. Seine Geschäfte haben auf andre Menschen ihre bestimmte Beziehung. Menschen müssen ihm in deren Betreibung zu Hülfe kommen, welche zum Teil mehr Einsicht in dieselben besitzen, als er, aber zum Teil auch aus Unwissenheit, Vorurteilen und Eigensinn ihm oft entgegen wirken. Das gewisse Mittel, in der schon erlangten Aufklärung stehen zu bleiben oder sie gar wieder zu verlieren, ist eine solche Lebensweise, durch welche ein Mann, es sei nun aus Laune, oder aus Aengstlichkeit über das unrichtig beurteiltem Maas seiner Geschäfte, sich die Gelegenheit abschneidet, die in dem menschlichen Umgange sich täglich darbietende Aufklärung und insbesondre die Menschenkenntnis sich zu verschaffen oder auch nur zu

erhalten, welche ihm zur glücklichen und sichern Führung seiner Geschäfte nötig ist,

---

XXV.

Nähere Darstellung, wie ein Geschäftsmann durch Einförmigkeit des Lebens die Kraft verliere.

1) Im Denken und Urteilen.

Ich bringe so gerne das, was ich in meinem jetzigen Alter schreibe, auf den Geschäftsmann und auf dasjenige zurück, was dessen Bildung zuträglich oder nachteilig sein kann. Denn ich schreibe nicht für Menschen, die in der Einsamkeit und einem daran sich so leicht anknüpfenden Müssiggange ihre Glückseligkeit finden. Ich selbst habe in meinem bisherigen Leben das Glück zu sehr empfunden, welches mir daraus entstanden ist, daß ich nicht müssig, nicht einsam, nicht mit mir selbst allein beschäftigt habe sein können, und desto mehr mein Unglück gefühlt, wenn mein Gesund-

heitszustand mich von Zeit zu Zeit dieser Lage so nahe brachte. Ich habe dabei zu oft auf diejenigen zurückgeblickt, denen es bei vielem guten Willen mit ihrer Geschäftigkeit nicht gelang, die zulezt das Wohlgefallen an derselben verloren, und wenig Freude von allem hatten, was sie mit vielem Fleiß und Eifer vollendet zu haben glaubten. Und fast bei allen habe ich bemerkt, daß die Schuld an der schiefen Wendung des Geistes lag, welche ihnen aus der Einförmigkeit ihrer Lebensweise nach und nach entstanden war. Dieß scheint mir sehr natürlich auf folgende Weise zu entstehen:

Bei einem jeden Geschäftsmann kömmt es auf zwei Dinge an, daß er 1) richtig erkenne und urteile und 2) richtig handle.

1) Erkenntnis und Urteil werden so gut, wie das Gedächtnis, durch Uebung erhalten und geschärft. Der Anlaß beide zu üben entsteht uns nicht blos aus den wichtigern Beschäftigungen unsers Lebens, aus denen, zu welchen Amt und Pflicht uns anhalten. Auch die Vorfälle unsers

täglichen, unsers häuslichen Lebens, die Abwechselung in der Lage und denen verschiedenen Verhältnissen, in welchen wir uns mit und zu denjenigen befinden, welche uns zunächst umgeben, oder die sich uns in einem freundschaftlichen Umgange nähern, geben uns immer etwas zu denken und zu urteilen. Ist es nicht das wichtigste, was uns in diesen Verhältnissen zu überdenken vorkömmt, so ist des Denkens und Urteilens desto mehr und mehrerlei. Bei einer gewissen Eingezogenheit und Beschränkung auf das, was uns das Hauptwerk in der Tähtigkeit unsers Lebens zu sein scheint, bei überlegter Festsetzung oder allmähliger Verwöhnung an eine bestimmte Lebens-Ordnung entfernen wir zu viele derjenigen Veranlassungen zum Denken und Urteilen über practische Dinge, die sich uns in einer freieren Lebensweise darbieten würden. In unsrer täglichen Lebensweise verwöhnen wir uns alsdann, unsre alltäglichen Handlungen an Zeit und Ort zu verbinden, uns, wenn wir nicht ganz den Um-

gang hassen, an einerlei Umgang so zu halten, daß uns keine neue Verhältnisse zu andern Menschen entstehen können. Unsre Denkungsart nimmt einen ähnlichen Gang. Wir denken einerlei zu bestimmten Zeiten des Tages, weil uns der Glockenschlag zu fast immer ähnlichen Gedanken mit den Beschäftigungen unsers Berufs zurück führt, ohne daß es die Frage ist, wie wir zu denselben aufgelegt sind. Mit eben der Ordnungsliebe, mit welcher wir in unserm Hause, jedem Dinge seinen Platz, jedem Papiere seiu Fach in unserm Schreibschranke anweisen, glauben wir auch denken zu können. Allmählig ordnen sich unsere Ideen Fächerweise. Das ist freilich nicht übel, und dem richtigen Denken an sich nicht nachteilig. Aber zum Unglück macht der Einförmige sich nur wenig Gedankenfächer; der ungebundner lebende und denkende Mann macht sich deren unendlich viele. Jener will, wenn ihm etwas neues zu denken vorkömmt, alles in Eines seiner schon bekannten Fächer passen. Er

fühlt nicht mehr, daß der sich ihm darbietende oder von andern ihm dargebotene Gedanke einer neuen Art sei, für welchen sein Kopf noch kein Fach bereit hat. Er zwingt ihn gewaltsam in Eines der schon gemachten Fächer. Eine entfernte Analogie mit andern Dingen, die er schon durchgedacht zu haben glaubte, ist ihm genug, um eben also darüber zu entscheiden, als er sich erinnert ehemals getahn zu haben, ohne auf die veränderten Umstände zu achten, unter welcheu die Sache sich ihm jezt darbietet. So wird seiu Blick, so wird sein Urteil mehr und mehr einseitig. Jedermann kann es so gut, wie ich, erfahren haben, wie schnell entscheidend solche einseitig denkende Menschen sind. Sie hören auf nichts, so bald sie das Fach gefunden zu haben vermeinen, welchem der ihnen dargebotene Gedanke angehört. Sie wollen auch immer nur allein entscheiden, und es wird äusserst schwer, sie auf dasjenige aufmerksam zu machen, worin die Sache von ihrer so geschwind gefaßten Vorstellungsart

abgeht, und sie dadurch zu gewissen Modificationen ihrer Entscheidung überzuleiten.

Eine andre unangenehme Folge dieser Einseitigkeit im Denken ist, daß solche Menschen zu irgend einer Entscheidung in jeder Sache unfähig werden, welche ihnen sich unter einer neuen Seite darstellt. So bald sie fühlen, daß sie in keines ihrer bekannten Fächer paßt, so verfallen sie auf Einwendungen, und sind nicht dahin zurück zu bringen, daß sie dieselbe von der rechten Seite ansähen. Ich erinnre mich eines sonst sehr würdigen Mannes, der einer der ersten und ächtesten Schüler Wolfens war. Er hatte dessen Philosophie in der größten Genauigkeit inne. Aber er erlebte auch die Zeiten, da man in andrem Wege zu philosophiren anfieng, und nicht mehr alles gelten ließ, was Wolf gesagt hatte. Noch immer redete er gern von Philosophie; aber wie? So wie man nur dem Mund öfnete, um zu seinen Gedanken etwas zuzusetzen, nahm er es schon für Einwendung. Ne! ne! ne! ne! rief

er, drückte die Augen zu, und sprach dann unaufhaltbar sehr oft eben das, was man in seine Gedankenfolge hatte mit eintragen wollen. Aber zum Glück hatte er diesen Fehler nur in speculativen Dingen. Er war sonst durch die grosse Güte seines Herzens ein vortreflicher practischer Mann, und ein billiger und gerechter Entscheider über fremde Handlungen. Doch hieng ihm in Geschäften das sehr an, daß er in kleinen Schwierigkeiten oft zu viel fand und lange mit Einwendungen kämpfte, ehe er zu einem Entschluß zu bringen war.

Einen andern Mann habe ich lange gekannt, der seine jüngern Jahre in einem sehr ausgebreiteten Umgange zugebracht hatte. Als er in seinem männlichen Alter zu einem festen Auskommen gelangte, überließ er sich der Ruhe und einer grossen Weichlichkeit. Er hatte die Freunde seiner Jugend alle überlebt, und war zu bequem, neuen Umgang zu suchen, wenn er ihn gleich nicht floh. Doch strebte er der nun natürlich

entstehenden Einförmigkeit seines spätern Lebens auf eine besondere Art entgegen. Er bewohnte ein für seine Wirtschaft bei weitem zu grosses Haus, von dessen Miete die Bezahlung ihm freilich schwer ward. Ein Wohnzimmer und eine Kammer waren ihm für seine Person genug. Aber von Zeit zu Zei't zog er aus einem derselben in das andre mit allen Sachen, die er um sich haben mußte, deren seine Bequemlichkeit sehr viele erfoderte, und war dann einige Wochen lang vergnügt, wie ein König. Ich mögte fast behaupten, daß diese Erfindung viel dazu beitrug, ihm in den lezten Jahren seines Lebens die feine Ausbildung zu erhalten, die er in seiner Jugend gewonnen hatte, wiewohl er bei allem Mangel der Bewegung immer schwerfälliger am Körper ward, bis ihn Verschleimung und Steckfluß aus der Welt brachten.

XXVI.

Wie der Geschäftsmann durch Einförmigkeit 2) im Handeln die Kraft verliere.

Noch klärer dünkt mir der Einfluß zu sein, welchen die Einförmigkeit in dem Leben eines Geschäftsmannes auf dessen Tähtigkeit und Willens-Entschlüsse hat. In allen Dingen muß man den Umständen gemäß handeln. Aber um dieß tuhn zu können, muß man alle Umstände richtig beurteilen, welche auf unsre Entschliessungen einen Einfluß haben. In diesem Urteile aber gelangt man nicht zu einer Fertigkeit, wenn man nicht oft in den Fall kömmt, da man unter veränderten Umständen eine Entschliessung in solchen Vorfällen nehmen muß, welche in der Hauptsache sich ähnlich scheinen, aber in den Neben-Umständen von einander abweichen. Der einförmige, eintönige Geschäftsmann, welcher alles, was ihn umgiebt, alle

Neben-Umstände seiner täglichen Handlungen in eine gewisse Gleichförmigkeit gestellt hat, entfernt von sich tausend kleine Vorfälle und Veranlassungen zu handeln, bei welchen er lernen sollte, die Gründe seiner Entschliessungen aus den sich ihm darbietenden Umständen und seinen Verhältnissen zu andern Menschen zu nehmen. Wer sich durch seine Lebensweise allen denen kleinen Vorfällen des Lebens durch seine Lebensart entzieht, in denen doch noch immer eine gewissermassen überlegte Wirksamkeit nötig ist, wer sich selbst in die Lage sezt, daß er in eben diesen täglichen Vorfällen, so viel deren noch an ihn kommen, immer unter fast unveränderteu Umständen gleichförmige Entschliessungen fassen muß, der muß zulezt die Kraft verlieren, in wichtigern Dingen den wahren Umständen der Sache gemäß zu handeln, und die Beweggründe seiner Entschlüsse da zu suchen, wo sie eigentlich liegen.

XXVII.

Die Einförmigkeit wird vollends schädlich bei einem Geschäftsmanne, wenn sie aus Leidenschaften, insonderheit wenn sie aus Stolz entsteht.

Ich habe bisher nur von Menschen geredet, die durch allmählige Verwöhnung, allenfalls gar mit kaltblütiger Ueberlegung, weil sie glauben, so sei es besser, und bei anhaltendem guten Willen, den Pflichten ihres Berufs ein Genüge zu tuhn, sich einförmig machen. Das schaft schon Uebels genug. Aber viel schlimmer wird es, wenn ein solcher Mann viele und lebhafte Leidenschaften hat. Ich würde meinen Lesern die unangenehmste Langeweile machen, wenn ich ihnen noch erst beweisen wollte, daß Leidenschaften den Verstand einseitig denkend, und den Willen in seinen Entschlüssen irre gehend machen.

Zum Unglück aber ist die Einförmigkeit, welcher ein Geschäftsmann sich überläßt, fast immer

mit Leidenschaften begleitet. Eines Teils liegt in diesen Leidenschaften selbst der gewöhnlichste Grund der Einförmigkeit. Der Stolz insonderheit, mit seinen vielfältigen Modificationen in Ehrgeiz, Rangsucht, Menschenfeindlichkeit, und der verhaßten Laune, für welche wir Deutsche noch kein Wort, und die Franzosen nur das Adjectiv, journalier, haben, bringt den Geschäftsmann bald dahin, aus den gesellschaftlichen Verhältnissen mit andern Menschen, selbst denen, welche seine Geschäfte ihm gebieten, sich herauszusetzen. Wenn er dieß nicht ganz kann, so wird er eben diese Verhältnisse unrichtig beurteilen, und zulezt nicht mehr wissen, wie er ihnen gemäß handeln solle. Er wird sich über alle diese Verhältnisse hinaussetzen, sich alles gegen andre Menschen erlaubt halten, insonderheit gegen die, welche unter ihm sind, und durch Grobheit und Sittenlosigkeit sie abhalten, ihm so, wie sie sollten und gerne wollten, in seinen Geschäften zu Hülfe zu kommen. Er ist noch nicht in Nieder-

Deutschland vergessen, der grosse Geschäftsmann, (denn das war er wenigstens nach seinem Range, Titel und wirklichen Aemtern) der bei den ersten Aufwallungen seiner Leidenschaft, bei der kleinsten Beleidigung seines Stolzes, diejenigen, mit welchem er zu schaffen hatte, mit der Erklärung von sich wieß, daß er ihr Gesicht nicht leiden könne. Auf einer Geschäftsreise saß er allein mit einem zu diesem Geschäfte ihm notwendigen Subalternen im Wagen. Mürrisch und voll seiner gewohnten Laune war er schon Stundenlang mit ihm fortgerollt, als dieser sich zum Kutschfenster herauslehnte, und so lange aufmerksam gaffte, bis die Excellenz ihn fragte: wo sieht Er nach? Ich sehe, sagte er, dort nach einem grossen Bauerhunde, der einen kleinen schon lange unter sich hält. Mich jammert das arme Tier. Da liegt es unter dem grossen Bollenbeisser, und darf sich gar nicht rühren. Geschwind deutete die Excellenz das auf sich, wie es auch wol so gemeint gewesen sein mogte. Ich kann

sein Gesicht nicht leiden, schnarte er ihr an. Fort mit ihm! Hinaus aus der Kutsche! Dawider half denn auch nichts. Der Mann mußte zum Wagen heraus, und den langen Weg zu Fuß wieder heim gehen. Wie es mit dem Geschäfte ergangen sei, welches der Gegenstand der Reise war, davon habe ich keine Nachricht.

Eben dieser Geschäftsmann gab doch auch Ehren- und Ranges halber zuweilen zu essen. Ein Gast versah es, Sr. Excellenz bescheiden in einer Sache zu widersprechen. Daraus entstand folgendes Gespräch:

Die Exc. Ich kann sein Gesicht nicht leiden.

Der Gast. Das ist viel Unglück für mich.

Exc. Er muß weg nach Hause gehen.

Der Gast. Das werde ich die Ehre haben zu tuhn, wenn ich satt bin.

Exc. Er muß jezt gleich gehen. Denn er hört ja wol: Ich kann sein Gesicht nicht leiden.

Der Gast. E. Exc. werden es auch nicht oft wieder sehen. Aber jezt doch so lange, bis

ich satt bin. Denn dazu haben Sie mich eingeladen.

Exc. So muß ich wol gar selbst vom Tische gehen.

Der Gast, immer fortessend: Das würde mir leid tuhn, aber nicht meine Schuld sein.

Die Excellenz gieng dann wirklich vom Tische. Der Gast, der nach seiner Lage wissen mochte, daß er ihr etwas mehr, als andre bieten dürfe, blieb ruhig sitzen. Ein Bedienter kam nach dem andern um zu sehen, und endlich laut zu fragen, ob der Mann noch nicht fort wäre, dem S. E. gesagt hätten, daß Sie sein Gesicht nicht leiden könnten. Der Gast bat, S. E. seinen Respect zu vermelden und ihr zu sagen, daß Dero Essen und Wein ihm gar zu gut schmecke, und er nicht eher gehen könne, biß er sein völliges Genüge genossen hätte; und war wirklich einer von den letzten, die von der Tafel schieden.

Dieß erinnert mich an einen andern Geschäftsmann, der, so lange er in seinem hohen Posten

lebte, in dem ganzen Lande, das er regieren helfen sollte, wegen seines Stolzes und seiner Grobheit, beständig den Namen Flegel-Excellenz führte.

Freilich rede ich von Zeiten und Sitten, die ich zwar noch erlebt habe, die aber doch jezt nicht mehr zu sein scheinen. Aber der Stolz eines Geschäftsmannes darf nicht gerade in so auffallender Grobheit sich äussern. Auch unter etwas mildern Aeusserungen fällt er dem gutdenkenden wolerzogenen Manne, der mit und neben einem solchen Obern arbeiten soll, unerträglich, und da geht es mit den Geschäften nimmermehr so gut, als wenn der grosse Mann Ohr und Herz für seine Untergeordnete offen hat, und ihr Zutrauen durch sanftere Sitten gewinnt, als diejenigen sind, mit welchen Stolz und die aus ihm entstehenden Launen sich vertragen, auch wenn sich dieselben unter kalter Höflichkeit verstecken.

Aber wenn auch dieser Stolz und diese Launen selbst nicht die Ursache der Einförmigkeit sind, welcher sich ein Geschäftsmann überläßt, so tuhn

sie doch noch grossen Schaden, und machen ihn in dem Gange seiner Geschäfte irre gehen. Ich erinnere mich eines Mannes, der in seinen frühern Jahren ein wahrer sehr brauchbarer Geschäftsmann war. Eigenliebe und Ehrsucht waren jedoch die vornehmste Triebfeder seiner Handlungen. Bei jedem Geschäfte, an welchem er Teil hatte, strebte er immer als der erste, wo nicht als der einzige genannt zu werden, und so viel er auf seine Untergeordnete ankommen ließ, so ließ er doch nicht gerne erscheinen, wie deren Einsichten ihn geleitet hätten, sondern stellte sich als den Mann dar, der alles allein durchgeschaut und entschieden hätte. Ich würde ihm iedoch Unrecht tuhn, wenn ich ihm nachgäbe, daß er eine einzige wirklich böse Sache aus Ehrsucht durchgesezt hätte. Bei zunehmendem Alter verfiel er aus Gemächlichkeit in eine weit gehende Einförmigkeit. Den Geschäften wollte und konnte er sich nicht ganz entziehen, nahm aber die ganze Ehrsucht seiner jüngern Jahre in sein

Alter mit. Nun ward es vollends Regel für ihn, seine Subalternen so zu wählen, daß man bei ihnen an keine Vergleichung ihrer Einsichten mit den seinigen denken sollte. Leute, die nicht wagten, etwas aus eigenem Triebe und Eifer zu tuhn, und nicht einen Finger rührten, als wenn und wie er es befahl, waren ihm als solche die liebsten. Seine Gemächlichkeit mache ihm alle persönliche Untersuchung, wo sein Auge noch hätte besser sehen können, unangenehm. Er hatte für alles eine gewisse Förmlichkeit, in welcher er seine Untergeordneten anwieß, zu sehen, zu untersuchen und demnächst zu berichten. Mancher, der ausser dieser Förmlichkeit und Ordnung mit ihm gründlich über ein solches Geschäfte reden wollte, verlor Wochen, ehe er ihn dazu gelangen ließ, und fand ihn, wenn es zur Unterredung kam, nach einigen Minuten schon ungedultig ihn anzuhören. Aber wenn er dann recht viele Papiere über ein Geschäfte beisammen hatte, so sezte er sich mit einer Art von Wollust hin,

um viele Bogen über eben diese Sache in die Feder zu sagen, in welchen er dann ganz allein erschien, als der Mann, der alles zwischen seinen vier Wänden durchgeschaut und zur Ausführung vorbereitet hatte. Ich darf nicht hinzusetzen, wie schädlich dies für alle Geschäfte ward, die in dieser Periode seines Lebens noch in seinen Händen verblieben.

XXVIII.

Diese Leidenschaften selbst entstehen nicht immer, aber doch sehr oft aus der Einförmigkeit.

In der Taht giebt es viele Geschäftsmänner, die nur ein Geschäfte anrühren dürfen, um es, so zu reden, verdorren zu machen. Freilich ist nicht immer Einförmigkeit des Lebens Ursache daran. Aber ich habe nicht gesagt, daß bloß einförmige Menschen Leidenschaften haben, einseitig denken und eine schiefe Wendung des Geistes annehmen.

Es giebt so manche andere Ursachen menschlicher Tohrheit und schädlicher Leidenschaften, als die Einförmigkeit. Ich selbst würde einen starken Beweis gegen mich selbst geben, daß ich in dieser Sache alles zu einseitig ansehe, wenn ich alle Ursachen, die den Geschäftsmann in frühern oder spätern Jahren verderben, blos auf die Einförmigkeit hinausbringen wollte. Ich behaupte nur dies, daß dieselbe mit Leidenschaften, insonderheit mit Stolz verbunden, vollends schädlich werde. Noch mehr! ich behaupte, daß eben dieselbe diese Leidenschaften nähre, ja sogar, sie nach und nach hervorbringe. Ein Mann, der bei seinen Geschäften aufhört, mit und unter vielen und mancherlei Menschen zu leben, hört nicht nur auf, seine Menschenkenntnis zu erweitern, eine Kenntnis, in welcher man nimmer auslernen kann! sondern verliert mehr und mehr in derselben. Die Schwierigkeiten, die seinen auch gut gemeinten Entwürfen von Menschen in den Weg gelegt werden, die anders denken, als

er, wird er einerseits nicht voraussehen, anderseits, wenn sie entstehen, bösern Bewegungsgründen zu schreiben, als welche wirklich Statt haben. Er wird sich darüber in Leidenschaft setzen und eben deswegen die rechten Mittel verfehlen, um diese Schwierigkeiten zu heben, seine Entwürfe nicht den Umständen gemäß verändern, sondern sie früher ganz aufgeben, als er billig sollte, und bei kälterer Ueberlegung tuhn würde. Ich habe einen Mann gekannt, aus dessen Kopf gewiß nie ein Entwurf gekommen ist, der nicht vollkommen moralisch gut war. Aber er konnte es nicht ertragen, wenn eine Sache, die er glaubte reiflich überlegt zu haben, nicht so gleich allen Teilnehmenden so gefiel, wie er sie angab. Er glaubte persönliche Feindschaft in dem Widerstreben anderer zu sehen, wo diese gar nicht zum Grunde lag. Er ahndete Verachtung seiner Talente bei jeden, die nicht sogleich mit ihm einig waren, fürchtete den Neid noch früher, als er entstanden war. Und wenn ja eins oder das an-

dere von diesen zum Grunde lag, so war er zu geschwind gekränkt, und verlor die Fassung, in welcher er gewiß mögte die Wege gefunden haben, seinen Entwurf, wenigstens in der Hauptsache, unter diesen oder jenen Modificationen zur Erfüllung zu bringen. Seine Gesundheit litt dabei jedesmal aufs äusserste, und er hörte viel zu früh auf, der brauchbare Mann zu sein, der er nach seinem Verstaude und Herzen viel länger hätte sein können.

XXVIIII.

Gesellschaftliche Zerstreuungen sind jedoch keinesweges das einzige Gegenmittel wider die Einförmigkeit.

Aus einem grossen Teile desjenigen, was ich bisher gesagt habe, mögte der Misverstand entstehen, als wenn ich dabei auf viele gesellschaft=

liche Zerstreuungen hinaus sähe, denen sich der Geschäftsmann überlassen müsse, um nicht in eine zu einförmige Lebensweise hinein zu gerahten. Keinesweges! Ich lebe in einer Stadt, wo ich zu viele Beispiele unter Augen habe, wie sehr eben diese den Geschäftsmann verderben, wie manchem Manne sie seine ganze Betriebsamkeit benehmen, durch welche er sich und seine Familie nähren, und andern nüzlich werden soll. Ich selbst habe in frühern und spätern Jahren einzelne Perioden gehabt, in denen ich an mir selbst gefühlt habe, wie nur noch wenig daran fehle, um mir alle nüzliche Geschäftigkeit durch den Hang zu solchen Zerstreuungen zu verleiden. Ich habe der Erfahrungen sehr viele an jungen Männern gehabt, von welchen ich die größte Erwartung faßte, als sie meine Lehrlinge waren, daß sie sich der bürgerlichen Gesellschaft recht sehr nüzlich machen würden, denen aber nach der Zeit der Hang zu geselligen Vergnügungen alle Kraft dazu und alle Strebsamkeit benahm. Ich weiß,

wie in den höhern Volksclassen eben diese Zerstreuungen, die der erste Zweck des Lebens an manchem Hofe sind, die ersten Geschäftsmänner im Staate fahrlässig und leichtsinnig machen. Woher kämen sonst die Staatsmänner, denen keine Sache ernsthaft wird, die alles nicht durchschauen, sondern durchblizen zu können glauben, und, wenn es zum Entscheiden oder zum Handeln kömmt, die wichtigste Angelegenheit mit einem Bonmot abfertigen. Aber nicht aller menschliche Umgang, er entstehe zufällig oder sei mit Absicht gewählt, ist Zerstreuung. Derjenige Umgang ist es am wenigsten, der durch die Geschäfte selbst veranlaßt wird, und auf dieselben seine Rücksicht behält, wiewol ohne Zwang, in den dadurch veranlaßten Zusammenkünften nur Ein Ding zu tuhn, nur immer über Einerlei zu reden. Es giebt hier ein glückliches Mittel, das der verständige immer zu treffen wissen wird. Einige Schilderungen, für welche ich aber die Originale aufzusuchen verbitten muß, deren keins

ich einzeln vor Augen gehabt habe, werden hier an ihrem rechten Orte sein.

XXX.

Einige Schilderungen zur Erläuterung der Wirkungen der Einförmigkeit auf Geschäftsmänner.

Medon ist mit einer zu weit getriebenen Aengstlichkeit zu denen Wissenschaften angeleitet worden, durch die er sein Glück zu machen hoffte. So lange er blos zu lernen und nichts in Uebung zu bringen hatte, gab sein Fleis und sein glücklicher Fortgang in diesen Kenntnissen grosse Erwartung von ihm. Er gelangte zu einem Amt, das zwar nur Einen Namen, aber mannigfaltige Beschäftigungen zum Gegenstande hat. In seinen erlernten Kenntnissen liegt zum Teil die Theorie für diese Geschäfte. Aber um diese recht anzuwenden, mußte er noch die Menschen besser kennen lernen, mit welchen und für welche er arbeiten soll. Er mußte, da man durch blosse Theorie gern verleitet wird, die Gegenstände ein-

seitig zu beurteilen, und nur nach Einer Weise zu handeln, im menschlichen Umgange auslernen, wie man eine und dieselbe Sache von so mancherlei Seiten ansieht, und auf wie mannigfaltige Weise die Menschen handeln, aber auch mit sich handeln lassen. Aber gleich bei dem Antritt seines Amts fällt ihm die Wichtigkeit seiner Geschäfte so schweer aufs Herz, daß er sich nur diesen widmen zu müssen glaubt. Er sieht keine andre Menschen, als die über diese Geschäfte notwendig mit ihm zu reden haben, hört sie aber ungern so aus, wie doch mancher Mensch ausgehört werden muß, um ganz verstanden zu werden, wenn er nach seiner Weise redet. Die Geschäfte selbst beurteilt er blos aus denen Papieren, iu welchen sie ihm mitgeteilt werden; die Menschen aber aus Idealen, die er sich bildet, oder aus einzelnen ihm vorgekommenen Beispielen. So wie er Einen Menschen hat handeln sehen, so, meint er, handeln sie alle, wenigstens in ähnlichen Fällen. So wie er Einen

Menschen gewonnen hat, in eben dem Wege glaubt er alle gewinnen zu können, wenn es ihm nötig wird. So wie Einer ihn in seinen Erwartungen getäuscht hat, so, fürchtet er, werden sie ihn alle täuschen. Er lernt nie die grosse Kunst, die Menschen zu nehmen, wie sie sind. Denn er lernt ja nie die Menschen kennen, wie sie einzeln sind. In der Ausführung eines jeden Geschäftes, zu welchem andre Menschen beitragen sollen, stößt er an. Er glaubt, alles müsse so gehen, wie er es zu Papier gebracht hat. Aber Menschen sind nicht so leicht in die Ordnung gestellt, in welcher sie zur Ausführung unsrer Absichten beitragen müssen, als die Buchstaben und Worte, durch welche wir unsere Absichten und Entwürfe ausdrücken. Nun schreibt er alles dem bösen Willen derer zu, deren Willen er gar nicht zu leiten wußte und suchte. Er wird in seinen Urteilen und Entschlüssen entscheidend, und vermeint, in dem Eigensinn, womit er alles durchzusetzen sucht, eine Kraft seiner

Seele zu zeigen, die er eigentlich nicht hat. Denn um entscheidend und eigensinnig zu sein, darf man nur nach Theorie handeln, und die Dinge einseitig ansehen.

Cleon hatte noch bessere Anlagen, als jener, hatte auch die Welt gesehen, und sich Menschenkenntniß erworben. Sein Umgang war mannigfaltig aber gut gewählt, so lange er Meister seiner Handlungen war. So trat er in ein Amt. Aber nun nahm er eine Frau, welche die Herrschaft über seine Lebensweise und insonderheit über seinen Umgang despotisch an sich gerissen hat. Der guten Frau aber hängt das Herz ganz an ihrer lieben Familie. Nur diese mag und will sie, nur diese darf ihr Mann sehen. Höchstens darf er zuweilen einen seiner Angehörigen in diesen auserwählten Zirkel mit einschieben. Zwar sieht er diesen Zirkel oft, und lebt dem äusserlichen Anschein nach in einem lebhaften Umgang. Denn Madame kann nicht leicht einen Abend ohne Gesellschaft sein. Aber das ewige Einerlei, das in

diesem Cirkel von Leuten herrscht, die einer den andern so ganz auswendig gelernt haben, die Nichtswürdigkeiten, mit welchen man sich in denselben unterhält, die Stadtklatschereien, welche noch das einzige Salz in den schmackloſen narkotischen Unterhaltungen abgeben, machen den guten Cleon so kleingeistig, machen seine Urteile und Einsichten so einseitig und eingeschränkt, daß es besser wäre, er hätte sich, seitdem er in Geschäften lebt, in gar keinen Umgang eingelassen.

Strephon hat bis in sein funfzigstes Jahr gelebt, wie ein Mann leben muß, der den Zusammenhang zwischen Geschäften und einem teils aus derselben entstehenden, teils frei gewählten Umgang kennt. Ihm gelang nicht alles, doch das meiste, was er unternahm. Fast eine jede Angelegenheit, in die er sich einmischte, gieng den Gang, welchen er wünschte. Das Vorurteil für seine Talente gab ihm in fast jedem Falle viel Gewicht. Er selbst hatte die Menschen genug kennen gelernt, und wußte sie in vorkommenden

Fällen zu gewinnen oder zu leiten. Nicht leicht stellte sich ihm jemand in den Weg, den er gehen wollte, oder er lenkte ihn bald so, daß er ihn willig, oder durch solche Gründe, die er ihm unter die Augen zu bringen wußte, gezwungen mitgieng. Als er sich dem Alter näherte, entstand ihm ein falscher Gedanke an mehrere Ruhe des Lebens, und, da er sich den Geschäften nicht ganz entziehen konnte noch wollte, so glaubte er, sich diese Ruhe durch Einschränkung seines Umganges zu verschaffen. Seit dieser Zeit widmet er einige Morgenstunden seinen gewöhnlichen Arbeiten. Wenn er mit diesen zu Ende ist, so ist der übrige lange Tag immer gleichförmig eingeteilt, nun ein Spatziergang in seinem Garten, dann die Mittagsmahlzeit mit seiner Familie und einem einzelnen Hausfreunde, doch nur selten; dann wieder ein Spatziergang, dann Mittagsruhe, darauf ein unbedeutendes Spiel mit seiner Familie oder mit gewissen Hausfreunden, die wie gedungene dazu erscheinen müs-

sen. Strephon hat auch noch im Alter viel Lebhaftigkeit. Er spricht viel, spricht gerne; aber da er keine Menschen mehr sieht, die auch etwas reden können, das des Hörens wehrt wäre, so fällt alles auf Stadt-Neuigkeiten und Klatschereien hinaus. Am liebsten aber redet er von sich selbst und vou dem, was er in der bürgerlichen Geschellschaft geleistet zu haben glaubt, und noch immer in der jezt so eingeschränkten Sphäre seiner Tähtigkeit zu leisten vermeint. Sonst hatte er einen gewissen Witz, und, als er noch mit Leuten umgieng, die ihm mit Witz zu begegnen wußten, hatte er die Gabe einer geschwinden Antwort. Noch jezt übt er gern seinen Witz an denen, mit welchen er lebt. Aber da diese Leute sind, die alles so von ihm hinnehmen müssen, wie er es ihnen sagt, so wird sein Witz äusserst schaal und eintönig. Er ist nun so sehr von aller bessern Unterhaltung entwöhnt, daß ein jeder Mensch, den Geschäfte oder andre Veranlassungen zu ihm führen, ihm sogleich zur Last

wird. In der ersten Minute wird er ihm schon sagen, daß er wie auf Kohlen sitze. Geschäfte wird er vorwenden, und doch drängt ihn nichts, als der Glockenschlag, der ihn zum Nachmittagsschlaf, zum Toback, oder zu seinen Hausfreunden an den Spieltisch ruft. Was er noch von Geschäften unter Händen hat, glaubt er zwischen seinen vier Wänden mit der Feder abtuhn und alles in die richtige oder ihm gefallende Lage bringen zu können. Eine Angelegenheit mit denen, die in seine Geschäfte mit einwirken können, gehörig durchzusprechen, ist ihm so verhaßt, daß der diesen lieber anmuhtet, viele Bogen Papier darüber vollzuschreiben, als daß er sie auf Eine Viertelstunde zu sich lassen sollte. Ein ordentlicher Mann ist er, und wenn er dann den zu solchen Geschäften gehörigen Stoß von Acten und Belegen recht stark anwachsen sieht, so glaubt er, die Sache in dem besten Gange zu sehen, und wenn er endlich diesen Stoß gehörig rubricirt und zusammen gebunden auf die Seite

legen kann, dann hält er sie für aufs beste geendigt. Er kann indessen der Notwendigkeit nicht immer ausweichen, sich mit Menschen einzulassen, wenn ihm Absichten und Entwürfe entstehen, die er gern durchsetzen mögte. Dann aber hat er fast immer den Verdruß, nicht durchzukommen. Die Menschen, die er sonst so lenksam fand, sind jezt seiner Leitung entwachsen. Denn man lenkt nicht leicht die Gemühter derer, denen man sich nicht nähert, als wenn sie merken, daß es mit Absicht geschicht.

Gerson lebt in einer grossen Stadt in einem geistlichen Amte. Er ist ein gelehrter Mann, und als ein solcher nur gar zu fleissig. Wenn er unter Menschen erscheint, hat er die Gabe der Unterhaltung; denn er besizt viele Kenntnisse. Doch wird er gern eintönig, hält die Unterredung zu lange an sich, und jeden einzelnen Gegenstand derselben gar zu feste. Ueberhaupt aber verläßt er sein Haus ungern, in welchem, wenn er ja seine Studierstube verläßt, eine schwächliche

Frau und ein paar weibliche Verwandte seine einzige Gesellschaft sind. Diese haben dann einen so reichen Vorraht von Stadtneuigkeiten und insonderheit von dem, was seine Collegen tuhn, und was in deren Häusern vorgeht, gesammlet, daß für einen Mann, der sich selbst nun einmal so kleingeistig gemacht hat, die Unterredung immer sehr reichhaltig ist. Die Chronique scandaleuse der Stadt ist in keinem Hause so vollständig zu lernen, als in diesem, wenn nur ungeweihte in dieser lehrreichen Versammlnng erscheinen dürften. Aber von guten Handlungen wird selten etwas neues ins Haus gebracht, und Gerson selbst ist dadurch so von denselben entwöhnt, daß man auch keinen Fall von ihm anführen kann, da er sich zum Besten anderer wirksam erwiesen hätte. Man liest und hört seinen Namen nirgends, wo von Woltuhn die Rede ist. Wer ihm glauben will, kann nicht annehmen, daß es nur Einen rechtschaffenen Christen in der Stadt gebe; und das sagt er auch bei jeder Ge=

legenheit von der Kanzel. Sein Collegenhaß ist ohne Gränzen, er allein wider alle, und alle wider ihn. Immer steht er auf der Lauer, ob dieser oder jener wider seine geistliche Ehre, seinen Ruhm, als eines Theologen, aber auch, ob er gegen seine Einnahme etwas thue oder auch nur im Schilde führe. Und dann ist sogleich ein kleineres oder grösseres Schriftchen fertig, deren keines seine Mitbürger mehr lesen, wiewol er zwischen seinen vier Wänden meint, daß sich die Stadt in zwei grosse Parteien seinentwegen teile. Der Mann wird manchmal hart beurteilt, und, wer ihn von ferne kennt, wird es für entschieden halten, daß er dieß verdiene. Auch ich kenne ihn nur von ferne, habe aber immer geurteilt, daß die erste Veranlassung zu denen Schritten und Handlungen, worin er so manchem so sehr misfällt, in seiner Zurückziehung von Menschen und in der Einförmigkeit seiner Lebensweise liege, und daß sein Verhalten ganz anders ausfallen würde, wenn er die Menschen, mit denen

er lebt, näher kennte und erführe, wie manche gute Seele doch noch unter dem Monde zu finden sei.

Nicanor lebt in Geschäften, die nicht eigentlich zu Einem Amte gehören, und die ihn täglich mit einer grossen Zahl und Mannigfaltigkeit von Menschen zusammen bringen. Er hat Höflichkeit und Weltgebrauch im höchsten Grade, ist nicht etwan Launenweise unterhaltend, sondern in einer beständigen Anstrengung, es in jeder Unterredung zu sein. Und das kann er auch sein, da er ein Gelehrter von vorzüglichem Verdienst, und auch als Schriftsteller sehr geachtet und beliebt ist. Er scheint für den menschlichen, scheint für einen sehr mannigfaltigeu Umgang gebohren zu sein; er hat alle Talente dazu sich erworben. Er scheint sich in demselben allenthalben wol zu befinden, wo man ihn darin antrift, und doch liebt er ihn nicht. Wenn seine Geschäfte geendigt sind, wenn er den Umgang abgewartet hat, in welchen ihn diese Geschäfte

und mit denselben zusammenhängende Veranlassungen notwendig hineinführen, dann lebt er zu Hause in der größten Einförmigkeit. In seiner Stadt, wo er jedermann und jedermann ihn kennt, wo der gesellschaftliche Ton gute, fröliche, gesittete Menschen täglich zusammen bringt, sieht man ihn nicht anders, als auf unabwendlichen Besuchen. Er selbst nimmt jeden Besuch an, den seine Geschäfte veranlassen, noch lieber jeden, den sein schriftstellerscher Ruhm herbeileitet. Aber wer ihn einmal oder zehnmal besucht, wird in der Freundschaft mit ihm nicht Einen Schritt weiter kommen. Wenn zehn derjenigen, die ihn besucht haben, sich einander hintennach den Gang ihrer Unterhaltung mit ihm erzählen, so wird es im Ganzen auf Eins ausfallen. Immer ist er voll von sich, immer in einer gewissen Spannung des Geistes, um die Achtung, mit welcher er annimmt, daß jedermann zu ihm komme, abzuwägen, und, wo möglich, zu erhöhen. Nur er will einnehmen, gewinnen, und ist anhaltend

strebsam, sie mit der Meinung von sich zu entlassen, daß sie einen grossen Mann gesehen haben. Zwar mögten sie selbst auch von ihm beachtet sein, ihn gewinnen, einnehmen, und zu ihrem Freunde machen. Aber dafür hat er kein Ohr, kein Auge. Er will eigentlich nicht sie kennen lernen, sondern, weil sie gekommen sind, ihn kennen zu lernen, ihnen nur in der Erfüllung dieses grossen Zwecks helfen, und sich ihnen von jeder Seite zeigen, von welcher er zu glänzen glaubt. Das tuht er nicht mit Pedanterei, nicht mit Prahlen, sondern der Weltgebrauch, in welchem er in gewisser Absicht Meister ist, leitet ihn, dieß so unvermerkt und mit so vieler anscheinenden Bescheidenheit zu tuhn, daß man ihn auch von dieser Seite bewundern muß. Aber eben dieß kostet ihm auch viele Anstrengung.

In der Taht aber lernt er bei seinem so mannigfaltigem Umgange (wenn man anders seine Unterredungen Umgang nennen kann) die Menschen nicht mehr kennen, als wenn er deren gar

keine sähe. Vielweniger gewinnt sein Kopf dadurch in der für ihn noch möglichen Aufklärung. Denn weitere Aufklärung hat doch für jedes denkende Wesen Statt, so lange es lebt. Aber in dieser Absicht redet er mit wenig Sterblichen.

Die Folge davon zeigt sich in seinem Betragen, in seinen Geschäften, und auch in seinen Schriften auf mancherlei Weise. Er sieht gewöhnlich alles, was ihn in jenen leiten sollte, und jeden Gegenstand, den er in diesen behandelt, nur von Einer Seite an, und diese Eine Seite ist nicht immer die wahre, nicht immer diejenige, von welcher die Sache vorzüglich betrachtet zu werden verdient. Er tuht so manchen Misgrif; so oft leitet ihn Hitze oder der Verdruß minder geachtet zu werden, als er es erwartete, irre. So oft sieht er auf den ersten Blick falsch, und wird dessen zu spät inne. Kurz, er ist nicht zur Hälfte der Mann, der er nach seiner Anlage, nach seinem wirklich angewandten Fleisse, nach dem Gange seiner frühern Ausbildung, und der

für seine spätere Ausbildung so überaus vorteil-haften Lage hätte werden können, und gewiß geworden wäre, wenn er nicht in Einem Teile seiner Lebensweise so einförmig wäre, da er es in seiner ganzen Lebensweise nie werden konnte.

Frage mich doch niemand nach den Originalen zu diesen Schilderungen. Er wird, wenn er ein richtiger Beobachter von Menschen und Sitten ist, unter Personen, von denen er gewiß sein kann, daß ich sie niemals gesehen, niemals ihnen nahe genug gelebt habe, um von ihrer Lebensweise viel zu erfahren, genug antreffen, auf welche diese Schilderungen anwendbar sind. Er wird Menschen genug bemerken, die nicht durch Einsamkeit, nicht durch Eingezogenheit, sondern durch Einförmigkeit ihrer Lebensweise sich entweder ganz unbrauchbar machen, oder die Zwecke, für welche sie leben, welche sie erfüllen könnten und erfüllen zu wollen vorgeben, nicht erfüllen.

XXXI.

Einförmigkeit kann auch bei dem größten scheinbaren Gewühle des Lebens Statt haben.

Ich habe die lezte Schilderung deswegen genauer ausgezeichnet, um zu einer wichtigen Bemerkung dadurch vorzubereiten, welche vielleicht manchem unerwartet und zu sehr gewagt scheinen mögte, welche ich aber dennoch wahr zu machen mich getraue. Sie ist diese:

Die der Aufklärung des Geistes und der nützlichen Tähtigkeit so schädliche Einförmigkeit kann auch bei dem größten scheinbaren Gewühle des Lebens Statt haben.

Die Lebensweise in den höhern Volksclassen ist wenigstens von Einsamkeit und Eingezogenheit so entfernt, der Umgang in ihr ist so mannigfaltig, der Zerstreuungen sind so viele und so mancherlei, daß man bei ihr an Einförmigkeit gar

nicht denken mögte. Und doch herrscht in ihr so viel Einförmigkeit, daß sie der Aufklärung, welche die Grossen der Welt vor andern bedürfen, und in welcher sie nie weit genug kommen können, mächtig entgegen wirkt. Dieser Teil des menschlichen Geschlechts ist es doch, an dessen Erziehung und Ausbildung die meiste Sorgfalt gewandt wird. Und eben diese Ausbildung ist insonderheit darauf abgezweckt, sie in dem Umgange mit andern Menschen im äusserlichen recht glänzen zu machen. Sie gewinnen, zumal in unsern Zeiten, dieß so sehr, daß der Vorzug, den sie in dieser Absicht behaupten, in jeder etwas gemischten Gesellschaft auffallend ist. So mancher Mann, den Verdienst oder Glück aus den niedern Volksclassen in die höheren versetzen, wird nachher durch die größte Anstrengung das nicht mehr gewinnen, was jene schon durch die Erziehung gewonnen haben. In denen gemischten Gesellschaften, welche bei den vorzüglich berühmten Bädern zusammen kommen, wird jeder Men-

schenkenner, auch ehe er die Namen hört, ehe er Stern und Band oder den Schlüssel an der Hüfte erblickt, aus dem Anstande, aus der ersten zufälligen gleichgültigen Unterhaltung, die Standespersonen erkennen, mit welchen er da zusammen trift. Freilich giebt es Ausnahmen; aber ich rede vom Allgemeinen.

Aber, wenn er zur nähern Unterredung, noch mehr, wenn er zur ernsthaften Unterhaltung kömmt, so wird er nicht lange fragen dürfen, ob die Standesperson ein Geschäftsmann oder ein blosser Hofmann sei.

XXXII.

Einförmigkeit des eigentlich höfischen Umgangs.

Umgang und Unterhaltung sind dem Ansehen nach der erste, ja der einzige Zweck des Hoflebens. Aber in diesen Umgang, in diese Unterhaltung, schleicht sich eine Einförmigkeit ein, die

dadurch wenig verändert wird, ob zwanzig oder ob hundert Personen in den Vorzimmern, zur Cour, oder zum Apartement erscheinen. Belehrung, Erweiterung der Ideen, Aufklärung in Dingen, die man nicht früher eingesehen hatte, entsteht sonst so leicht aus jedem Umgange mit denkenden Geschöpfen. Man erwarte nicht von mir, daß ich angebe, wie sehr und warum diese in dem eigentlichen höfischen Umgange wegfallen. Ich habe das Glück gehabt, wenn ich mich den Grossen der Welt genähert habe, dieß nicht in dem höfischen Wege tuhn zu dürfen. Ich würde also das ewige Einerlei nicht nach dem Leben schildern können, was mir doch so mancher als in demselben Statt habend angegeben hat, und wovon so mancher Mann, der in demselben seine Tage zubringen muß, die Last so sehr fühlt. Ein gewisser Ober-Hof-Marschall entließ gewöhnlich die Personen, welche er seinem Fürsten präsentirt hatte, mit den Worten: das hätten wir denn nun auch gehabt! Und wie mancher Fürst

mag am Ende einer Cour, wobei ihm neue Menschengesichter bei Dutzenden präsentirt sind, wenn er nun aus freier Brust wieder Athem holen kann, sagen: Nun, das haben wir denn auch gehabt! So viele Fürsten unsre Zeiten haben, denen alles willkommen ist, was zu ihrer Aufklärung etwas beitragen kann, so mögte doch wol deren keiner sagen, daß er in seiner Antichambre, Cour und Apartement etwas darin gewonnen habe, wenn er nicht durch das höfische Ceremoniel selbst durchbricht, und wahre Unterhaltung zu seinem Zweck macht, so wie er an eine Person geräht, die ihm diese geben kann. Auch solcher Fürsten hat Deutschland jetzo mehrere. An einem gewissen Hofe war unter der vorigen Regierung die Etiquette so strenge, daß, da ein Obrister mit einem jungen Lieutenant seines Regiments bei Hofe erschien, der Lieutenant, weil er vom alten Adel war, zur fürstlichen Tafel gezogen, der Obriste aber, weil er bürgerlicher Abkunft war, an die Marschalls-Tafel gewiesen

wurde. Noch ist an eben diesem Hofe Marschalls-Tafel so gut, wie damals.- Aber der Fürst zieht jeden Fremden, insonderheit Gelehrte, die seine Aufmerksamkeit erwecken, an seinen Tisch und giebt ihnen den Platz so nahe bei sich, daß er sich mit ihnen fortdauernd unterhalten und seinen Mann ganz kennen lernen kann.

XXXIII.

Beispiele einzelner sehr tähtiger, aber gar nicht höfischer Regenten.

Ich habe in der Einleitung zu meinem Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel unsrer Zeit. S. 23. mir nicht verbieten können, die Anmerkung zu machen, daß die drei Fürsten, welche "fast zu Einer Zeit dem übrigen Europa die lehr-"reichsten Beispiele einer gebesserten Staats-"wirtschaft gaben, Peter I. Carl XI. und

“Friedrich Wilhelm I. sich durch ihre Sitten von “den Fürsten ihrer und der nächstvorhergehen= “den Zeit auf eine auffallende Art unterschieden.” Die Erklärung ist leicht zu geben. Eben deswe= gen, weil diese Herren dem eigentlichen höfischen Wesen so fremd und abgeneigt waren, ward es ihnen leichter, mit jedermann sich einzulassen, der zu ihren guten Absichten etwas beitragen konnte. Sie lernten also mehr als andre Regen= ten, und sahen manches besser durch. Ihre so oft ins rauhe fallende Lebhaftigkeit fiel den vor= nehmern freilich mehr zur Last, als den gerin= gern, mit welchen sie zusammen trafen. Jene mogte sie oft scheu machen, ihre wahre Meinung zu sagen. Dafür hörten sie aber auch manchen ausstudirten und dem Eigennutz angemessenen Raht von jenen nicht, wol aber alles, was der gesunde Menschenverstand diesen eingab, und hörten im ganzen mehr Wahrheit. Aber auch eben deswegen, weil sie grosser Zwecke voll waren, die nicht ohne Einwirkung der niedern im Volk erfüllt

werden konnten, waren sie geneigter, auch bei dem Niedrigern alle Belehrung zu suchen, deren sie bedurften, wo sie nur einigermassen dieselbe erwarten konten.

Friedrich Wilhelm hatte noch einen andern Weg, durch einen gemischten Umgang sich die Aufklärung zu verschaffen, die er wünschte. Dieß war seine Tabagie. Man urteilt sehr falsch von dieser Gesellschaft, wenn man sie bloß als eine Folge der mangelhaften Erziehung dieses Königes ansieht, die demselben das höfische Wesen so zuwider, und die Stunden so angenehm machte, in denen er den König ablegen, und nach seiner Sinnes-Art leben konnte. Man irrt auch noch, wenn man blosse Aufheiterung als den Zweck des gemischten und freien Umganges ansieht, den der König in dieser Versammlung genoß. Die wahre Absicht war, wie mir glaubhaft versichert worden, diese: Der König fühlte bei allem, was er durch sich selbst taht, wie viele Lücken in seinen Einsichten und Kennt-

nissen von seiner Erziehung her geblieben wären. Er wußte, wie sehr der höfische Umgang selbst diejenigen Personen, von welchen er Licht und Aufklärung erwarten konnte, hinderte, sie ihm mitzuteilen. Aber in diesem freien Umgange erwartete er es, und fand es auch. In jenem hörte er nichts, als was man glaubte nur ihm sagen zu dürfen. In diesem hörte er so manches, was man nicht ihm vermeinte zu sagen, ihm selbst zu sagen nicht gewagt hätte, in den sich durchkreuzenden Unterredungen seiner Gesellschafter. Hier konnte er Männer herziehen, welche das Ceremoniel vom Hofe entfernte, oder welche, wenn sie auch Courfähig waren, der Mangel an höfischen Sitten doch immer scheu und zurückhaltend machte. Männer, die er sonst in bestimmten Angelegenheiten zu sich sich rief, sagten ihm nichts ohne eine gewisse Vorbereitung. Hier redete man ohne viele Vorbereitung, und eben deswegen so viel mehr Wahrheit. So unterrichtete sich der König, ohne sich das Ansehen zu geben, daß er es

tuhn wollte, und sah sich im Stande, in wichtigen Dingen nach fremden Einsichten zu handeln, ohne daß diejenigen es allemal merkten, die sie ihm mitgeteilt hatten, und sich dessen berühmen oder deswegen sich geltend machen konnten.

XXXIIII.

Von der den Fürsten so nötigen Gabe des leichten Umgangs.

Man misdeute jedoch jene meine Anmerkung, die ich bis so weit verfolgt habe, nicht so, als wollte ich etwan angeben, daß eine gewisse Rauhigkeit der Sitten die Regenten vorzüglich fähig mache, sich aus dieser schädlichen Einförmigkeit des Hoflebens heraus zu reissen und sich der wahren Staatswirtschaft zum Besten ihrer Völker nachdrücklicher anzunehmen, als solche Fürsten, die im Ganzen mehr auf ihre Würde, in dem Gange des Hoflebens mehr auf Rang und Stand sehen, und ihr Betragen sorgfältiger studiren,

als es diese drei oft bis zum Ungestüm lebhafte Regenten tahten. Fürsten haben ein sicheres Mittel, aus der Unterredung mit denen, deren Eifer und Einsicht ihren guten Absichten zu Hülfe kommen soll, allen erwarteten Nutzen zu ziehen. Dieß ist, wenn sie sich gewöhnen, über jede Angelegenheit natürlich und so, wie es die Sache mit sich bringt, zu reden. Der Ton des Hofes, das in demselben gewöhnliche Caquet, giebt nicht die Sprache an, die in Geschäften brauchbar ist. Der Fürst selbst wird es nicht treffen, wird nicht das richtig sagen, was er sagen will, wenn er mit dem Manne, den er in Geschäften zu sich rufen läßt, in eben dem Ton reden will, in welchem er mit denen Menschen redet, die ihm sein Ober-Hof-Marschall oder Ober-Cammerherr bei der Cour präsentirt. Der Geschäftsmann hingegen, mit dem er zu schaffen hat, wird immer verlegen sein und nicht klar und offenherzig sagen, was sein Fürst von ihm wissen will, wenn er aus dem Ton, den

der Fürst angiebt, merkt, daß er sich einer andern Sprache, als deren er sonst in seinen Geschäften gewohnt ist, bedienen, und auf Wendungen denken müsse, die ihm in seiner Geschäfts-Sprache nicht natürlich sind. Fast alle Fürsten älterer und neuerer Zeiten, welche die Geschichte als würdige Regenten lobt, hatten die Gabe des leichten Umgangs. (Une conversation aiseé.) Es ist nicht überflüssig hinzuzusetzen, daß eben diese Gabe die Fürsten, welche sie besessen haben, mehr als alle andre Talente, im eigentlichen Verstande unvergeßlich macht. Die geschriebne Geschichte könnte ihrer vergessen, und dennoch würde eine auf unbestimmbare Zeit sich erhaltende Tradition ihr Andenken aufbewahren. Und selbst aus ihrer Geschichte hebt man die Vorfälle am liebsten aus, in welchen sie diese Gabe auf eine ausgezeichnete Art bewiesen haben. So mancher, der nichts von der Schlacht bei Ivry weiß, oder ihrer vergessen hat, läßt seinem Gedächtnisse doch nicht die characteristischen Ausdrücke entfal-

len, welche die Handlungen Henrichs IV. begleiteten. Friedrich der Grosse hatte diese Gabe sehr, wiewol in einem freilich ihm eigenthümlichen Tone. Aber wenn hundert Schriftsteller sein Leben beschrieben haben werden, nachdem schon seine eigene so begierig erwartete Darstellung desselben erschienen ist, so wird manche grosse Kriegsthat manchem Leser derselben schon wieder entfallen sein, wenn er keinen derer Vorfälle vergißt, in welchen der König auf eine seinen kraftvollen Geist bezeichnende Art redete. Aber auch solche Fürsten, deren sich die Geschichte weniger annimmt, bleiben wenigstens ihren Untertahnen durch diese unvergeßlich. Auch die niedern im Volke in Niedersachsen wissen noch von einem Georg Wilhelm und von einem Anton Ulrich, als Regenten ihrer Vorfahren zu reden, wenn sie einen Johann Friedrich, oder Ernst August, nicht anders als aus Büchern werden kennen können. In Ober-Sachsen ist Churfürst August noch nicht in den niedern

Volksclassen vergessen, welche vielleicht nicht mehr wissen, daß ihr Land nach ihm von vier Johann Georgen beherrscht worden ist. Der Fürst, der diese Gabe besizt, wird aus der Eintönigkeit des Hoflebens sich so herauszusetzen wissen, daß er mit Beibehaltung aller Fürstenwürde von jedem ihm sich darbietenden Umgange um so viel mehr Vorteil zieht, je mannigfaltiger derselbe für ihn alsdann werden kann, wenn er ihn als Umgang benuzt: ein Wort, das man sonst als der Lebensweise der Fürsten so ganz fremd ansieht, daß es manchem Hofe zum Wunder, ja wol gar zum Aergernis wird, wenn ein fremder Fürst an demselben erscheint, der die Sprache menschlichen Umganges redet. Der Fall ist nicht selten, da eine Prinzessin durch Heiraht an einen Hof, wo alles ganz höfisch zugieng, kam, wie andre Menschen, wenn gleich mit aller erfoderlichen Würde, redete, und man sie durch sehr unangenehme Weisungen nötigte oder nötigen wollte, minder natürlich im Umgange zu wer-

den, als ihre gute Erziehung sie angeleitet hatte, es zu sein.

Aber auch diese Anmerkung muß eingeschränkt und nicht etwan so gedeutet werden, als wenn alle Fürsten, welche die Gabe des leichten Umganges besitzen, auch gute Regenten gewesen sein. Die Geschichte nennt uns manchen Regenten, der dieselbe in hohem Grade hatte, und kann und darf ihn im übrigen nicht loben. Carl II. in England hatte sie im hohen Grade. Ludwig XV. hatte sie mehr, als Ludwig XIV., vielleicht mehr als sein Enkel, der es mit seinen Untertahnen so herzlich gut meint. Aber es kömmt doch immer darauf an, mit wem der Fürst, und in welcher Absicht er Umgang pflegt.

Blosse Redseligkeit, Geschwätzigkeit über ein jedes sich darbietende Nichts, Fertigkeit in der Hof- und Cerimoniensprache, selbst Beredsamkeit bei feierlichen Vorfällen können Fürsten und ihre Geschäftsmänner in hohem Grade besitzen, und doch kann ihnen die Fähigkeit man-

geln, von der ich rede, die Fähigkeit, über Sachen, die sie interessiren, ohne Verlegenheit sich leicht und deutlich auszudrücken, und dem Manne, um dessen Meinung es ihnen zu tuhn ist, Muht zu machen, daß er in der den Geschäften allein angemessenen Sprache diese seine Meinung gegen sie ausdrücke.

XXXV.

Folgen des gänzlichen Mangels dieser Gabe bei Fürsten.

Das aber bleibt gewiß, daß der Fürst, dem diese Gabe ganz fehlt, Gefahr läuft, unter der Einförmigkeit des Hoflebens so in seinen Geisteskräften zu sinken, daß er zu einer Maschine wird, bei der es nur darauf ankömmt, wer sie drehet und wohin er sie drehet. Carl V. hatte jene Gabe in hohem Maasse. Seinen Nachkommen in Spanieu fehlte sie ganz; und was ist Spanien unter die-

sen steifen eintönigen Menschen geworden? Was war es auch noch unter Philipp V., der schlafsten Seele, die vielleicht jemals unter einem Diadem gewohnt hat, aber auch dem einförmigsten Menschen, wie ihn der Duc de St. Simon und andre uns kennen gelehrt haben. Noch bis in unsere Zeiten lebte ein gewisser Fürst, der zwar guten Willen hatte, ein guter Regent zu sein. Wenigstens scheute er die Arbeit nicht allerdings und teilte in seinen frühern Jahren in seiner sehr regelmässigen Lebensweise derselben noch wol so viel Zeit zu, als andre Fürsten. Aber die Sprache fiel ihm schweer. Er war verlegen, wenn er über Sachen anhaltend reden sollte, und eben so sehr, wenn er in dem Tande des Hofes so vielen ihm sich darstellenden Menschengesichtern, dem einen dieses dem andern jenes, sagen sollte. In dieser Rücksicht insonderheit, daß er in solchen Fällen weniger verlegen sein mögte, machte einer aus seinen Hofleuten ihm sich vorzüglich angenehm, der wol nicht die der wahren Gabe des leichten Um-

ganges, so wie ich es verstehe, aber vollkommen die Fertigkeit hatte, das in höfischen Unterredungen vorfallende Nichts in unendliche Formen einzukleiden, und darüber so wortreich zu sein, als es die Umstände mit sich zu bringen schienen. Dieser stand seinem Herrn immer zur Seite, und nahm das Wort, so oft und so bald es nötig war. Nun aber, da er statt des Regenten zu reden angestellt war, sezte er sich natürlich nach und nach in die Befugnis, auch statt desselben zu denken und zu handeln. Kein Mann kam mehr vor diesen, von dem derselbe hätte erfahren, lernen und das geringste zu seiner fernern Aufklärung gewinnen können. Der allzeit fertige Sprecher wußte sie so von ihm ab- oder so im Zwange zu halten, daß der Fürst nachher in seinem ganzen Leben nichts weiter, als leeres Hofgeschwäz, zu hören bekam. Von der Zerrüttung, die der Günstling in seinen Staaten anrichtete, ward ihm weniger bewußt, als dem jüngsten Edelknaben seines Hofes. Bei dem allen war er der

regelmässigste Mann in seiner Lebensweise. Der Tag war Stundenweise aufs genaueste eingeteilt. Auch die Regimentsgeschäfte hatten Eine ihnen gewidmete Stunde, in welcher alles unterschrieben ward, was der Günstling zur Unterschrift hinschob. Um ihn noch mehr zu betäuben, ward der Hof zu einem der glänzendsten in Europa gemacht, wo der gutmühtige Fürst mit seinem Günstling die Rolle des Moses an der Seite des beredtern Aaron fortdauernd unter tödtender Langeweile spielte. Denn er lebte und starb in dem Gedanken, in welchem er erzogen war, daß der wichtigste Teil der Regimentssorge eines weisen Fürsten diese sei, einen glänzenden Hof in aller demselben anklebenden Pedanterei zu halten. Auch dieser Fürst liebte den Toback, und widmete demselben eine bestimmte Stunde des Morgens. Hätte er sich zu rechter Zeit einfallen lassen, auch eine Tabagie, wie Friedrich Wilhelm, zu halten und in ähnlichem Zwecke zu benutzen, so würde er von einem einzelnen Günstling nimmer so un-

terjocht worden sein. Dieser würde nie haben hindern können, daß der Fürst nicht die ihm nötige Wahrheit von andern erführe. Dann würde er wenig von allem dem gewagt haben, was er zum Verderben des Landes wagte. Und eben diese Tabagie wäre doch auch seiner Fürstenwürde anständiger gewesen, als die Spasse der Hofnarren, welche man an diesem Hofe hielt, um eine Art von Würze in das schale Einerlei des Hoflebens zu bringen.

Auch Ludwig XV. war der regelmässigste Mann in Einteilung seiner Zeit. Der Verfasser der Geschichte seines Privat-Lebens hat viel davon gesagt, aber nicht so viel, als sich davon sagen liesse. Der Tag war genau eingeteilt, und die Abwechselung derer Dinge, mit welchen der König die Zeit verbrachte, ware der Zahl nach grösser, als je ein Regent, vielweniger ein Privatmann, sie erdacht oder benuzt haben mag. Eine Morgenstunde, die gleich auf die Messe folgte, war der herrschenden, eine Abendstunde

der zufälligen Liebe gewidmet; Morgens und Abends Eine Stunde dem Genuß stärkender Speisen oder Getränke. Auf die Stunde der öffentlichen Mahlzeit, bei welcher der König wenig oder nichts genoß, folgte die eigentliche Mahlzeit in Gesellschaft der dü Barry. In die Stelle der Tabagie des guten Friedrich Wilhelms trat hier die Versamlung in dem Hirschgehölze (bois aux cerfs), wiewol in einem ganz andern Zwecke, als der einem Könige immer nüzlichen Aufklärung. Aber so vergieng denn auch Ein Tag wie der andre in einer Einförmigkeit, über deren Folgen ich bei diesem Regenten nicht nötig habe die geringste Anmerkung zu machen.

XXXVI.

Sichre Mittel, einen Fürsten in dem Gange des Hoflebens zu verderben, der sonst gern ein guter Geschäftsmann wäre.

Freilich sollte der Fürst der erste Geschäftsmann in seinen Staaten sein. So mancher gute Fürst in unsern Zeiten ist es auch wirklich. Aber ihr, die ihr dieß nicht gerne seht, bringt es dahin, wenn ihr früh als Erzieher und späterhin als Rahtgeber auf ihn wirken könnt, daß er einförmig werde; so wird euch euer Wunsch nicht triegen. Fangt allenfalls, um eure Absicht zu verstecken, dabei an, daß ihr ihn selbst in seinen Geschäften an eine ängstliche Regelmässigkeit gewöhnt. Schon darin wird Grund genug sein, ihm diese Geschäfte zu verleiden. Denn keine Arbeit schmeckt in die Länge, die nur getahn werden darf, wenn die Glocke dazu ruft. Der Glockenschlag, der sie endigt, schallt immer angehmer ins Ohr. Der

Fürst wird, weil er Meister davon ist, die Zeit mehr und mehr einzukürzen suchen, und zu dem Ende schon in diesen Geschäftsstunden beschleunigen und übereilen, was er kann. Er wird sich Anfangs darüber wundern, wie man mit Anwendung so weniger Zeit Land und Leute regieren könne. Dann sagt ihm, daß sei die Frucht der strengen Regelmässigkeit. Laßt ihm aber auch durchscheinen, daß er seinen schnellen Einsichten viel dabei zu verdanken habe. Bald wird er sich viel damit wissen und glauben, daß er die Regierungskunst um so viel besser verstehe und übe, je schneller er alle Geschäfte abfertigt. Das übrige könnt ihr in dem gewöhnlichen Gange des Hoflebens bewirken. Wickelt ihn in die demselben natürliche Einförmigkeit so tief ein, als ihr immer könnt, und erhaltet ihn in dem guten Glauben, daß er eigentlich nur in dem Fürstentande sich als Fürst zu zeigen Gelegenheit habe. Macht ihn, wenn ihr durch dieß alles seinen Geist noch nicht genug in Fesseln legen könnt, etwas mili-

tarisch gesinnt, nur etwas, nur gerade soviel, daß er an der äusserlichen Einförmigkeit des Kriegswesens Gefallen finde; aber ja nicht weiter! Auf diese Weise werdet ihr euren Fürsten bald so vollenden, daß ihr von seiner Tähtigkeit nichts zu fürchten habt, aber auch sein Land und Leute nie etwas von derselben hoffen dürfen.

XXXVII.

Sind die Revolutionen zur Freiheit für jeden Staat unsrer Zeit so wünschenswehrt?

Ich bin ferne von der Hofnung, die eben jezt das Herz so manches Lobredners der Freiheit erwärmt, daß das, was jezt in Frankreich vorgeht, bald in mehreren andern grossen Staaten Europens ebenfalls geschehen werde. Für mich kann es noch nicht Hofnung oder Wunsch bei aller Teilnehmung an demjenigen werden, was das Menschengeschlecht besser und glücklicher macht, so

lange ich noch nicht überzeugt bin, das jedes Volk in dem Maasse besser und glücklicher werden werde, in welchem es freier wird. Die Geschichte älterer und neuerer Staaten bestättigt dieß bisher nicht allerdings. Bei der in dem Norden Europens entstehenden Uebereinstimmung für die Erteilung der Freiheit an die Bauern, so viel deren noch Sklaven ihrer Gutsherrn sind, haben viele unter leztern, welche am geneigtesten dazu waren, die Nohtwendigkeit eingesehen, ihren Bauern vorher eine Erziehung, oder eine wenigstens anfangende Ausbildung zu geben, welche sie des rechten Genusses ihrer Freiheit fähig machen könne. Bei der Wärme, mit welcher man jezt in England die Freiheit der Neger durchzusetzen sucht, scheint man mir noch zu sehr der Frage zu vergessen, ob nicht eine Vorbereitung von vielen Jahren nötig sei, um diese Menschen des Genusses der ihnen zugedachten Freiheit fähig zu machen. Aber auch so manches Volk, das man freilich nicht mehr mit den leibeigenen Bauern

unsrer Gegend, vielweniger mit Negern verglei-chen mögte, ist doch in der ihm nötigen Ausbil-dung und Aufklärung noch zu weit zurück, als das es der Freiheit, nach welcher es strebt, zu seinem wahren Vorteil geniessen könnte. Ich räume gern ein, daß die Französische Nation diesen Punct erreicht habe, und für die Freiheit, welche sie jezt errungen hat, völlig ausgereift sei. Ich lasse eben dieß von den Nord-Amerika-nern gelten. Aber ihr Beispiel gehört nicht hie-her. Sie waren schon vorhin ein sehr freies Volk, und ihr Schritt zur Independenz war wenig mehr, als eine andre Art von Freiheit, die Losreissung Eines freien Volks von einem an-dern, welches bis dahin nur einige Rechte des Mutterlandes über jenes behauptet hatte. Aber vielleicht sind wir nahe daran, das contrastirende und eben deswegen sehr belehrende Beispiel einer Nation zu sehen, die ohne eine gleiche Ausbil-dung zu früh nicht blos bürgerlich frei, sondern auch unabhängig zu werden strebt. Wir werden

sehen, ob es bei seiner Anhänglichkeit an veraltete nicht mehr den Zeiten angemessene Gesetze und Sitten und an Lehr-Dogmen verstehen werde, durch die Freiheit, wenn es sie nach seinem Sinne erlangt, sich glücklicher zu machen, als es bisher war. Durch Mönche mit Crucifixen in der Hand geleitet, und im Gefolge von wundertähtigen Marienbildern findet ein Volk gewiß nicht den richtigen Weg zur Freiheit. Auch die Franzosen würden ihn vor zweihundert Jahren noch nicht gefunden haben, wenn schon damals die Ligue die Freiheit für sie errungen, wenn entweder der Bannstrahl der Päbste ihre Könige ganz vernichtet hätte, oder andre in deren Stelle unter solchen Einschränkungen getreten wären, wie die Ligue nach ihren Einfällen und Vorurteilen sie ihnen vorgeschrieben haben mögte. Hat man nicht noch immer Grund anzunehmen, daß dieß Volk unter einer solchen Freiheit noch weit minder glücklich gewesen sein würde, als es unter denen drei Despoten gewe-

sen ist, welche es nach Heinrich IV. beherrscht haben? Man wende nicht etwan ein: Aber einer dieser Despoten verjagte durch sein vieljähriges Quälen die Protestanten? Was hätte sein durch die Ligue frei gewordnes Volk ärgeres tuhn können? Denn die Geschichte giebt die Antwort klar: die Ligue wollte ja schon ein Jahrhundert vorher sie nicht verjagen, sondern vertilgen, wenn dagegen der fürchterliche Despot Richelieu, klüger als Ludwig, sie gerne in ihrem bisherigen Bestande ließ, als es ihm gelungen war, sie gänzlich zu entwafnen.

XXXVIII.

Aber sehr wahrscheinlich werden der guten Fürsten immer mehr werden.

Aber Eins wage ich zu hoffen. Es ist dieses, daß Europa mehr und mehr gute Fürsten bekommen werde, mehr und mehr derer Fürsten, de-

ren es doch wirklich schon manche jezo hat, bei deren Untertahnen eben so wenig ein Gedanke an Freiheit und Unabhängigkeit entstehen kann, als er in eben diesen Tagen, da ich dieß schreibe, bei den Corsen entstanden ist, einem Volke, das nie so ganz Meister von der Unabhängigkeit war, welche es mit Verlust so vielen Blutes zu erringen suchte, als es im November dieses Jahres ward, und das eben jezt sich an die Nation gern und freiwillig wieder anschließt, deren ehemaliger Despote es ohne allen wahren Rechtsgrund überwältigt hatte. Ich schreibe dieß eben so wenig aus Beweggründen der Schmeichelei, als man in dem, was ich nun ferner sagen werde, solche Beweggründe annehmen wird.

Nie ist das Menschengeschlecht, wenigstens ist nie der aufgeklärtere Teil desselben, so sehr, so bald, so richtig geleitet worden, seiner Regenten wahren Wehrt abzuwägen, als jezo. Zwar sind diese ihres Lebens sichrer, als ehemals, da öffentlicher Aufstand, oder der Dolch

einzelner Verschwornen eben so oft gute als schlechte Regenten aus der Welt schafte, bloß um andern Despoten den eisernen Zepter wieder in die Hand zu geben. Aber in einem andern Stücke hat es sich sehr geändert. Ehemals ward auch mancher schlechte Fürst durch die Schmeicheleien seiner Höflinge und Schriftsteller über alle Besorgnis wegen seines Nachruhms hinweg gesezt. Vor den Zeiten der Buchdruckerei und insonderheit, als fast alle Schriftsteller Mönche waren, konnten ihm nur selten richtige Urteile über das Verhalten seiner schlechten Vorfahren zu Gesichte kommen, und ihm zur Warnung dienen, was er selbst von der Geschichte zu fürchten habe. Im sechszehnten Jahrhundert ward zwar mehr und manches freier über die Fürsten geschrieben. Aber die Bücher dieser Art kamen nicht in einen so schnellen Umlauf, daß die Fürsten aus ihnen hätten lernen können. Im vorigen Jahrhundert ward es vollends wieder arg, zumal nach dem dreissigjährigen Kriege. Spa=

nische Steifigkeit bei den Fürsten Oesterreichischen Ursprunges und blendender Prunk an dem Hofe Ludwigs des XIV., beide nachgeahmt von kleinen wie von grossen Fürsten Deutschlands, sezten sie alle in die Meinung, daß sie wahre Götter der Erde wären, die mit andern Menschen nichts Gemeines hätten. Schriftsteller ohne Geschmack, ohne Siten und ohne Kraft im Herzen thaten alles mögliche durch ihre Schriften, um sie in dieser Meinung von ihrer Vergötterung zu bestärken. Fürsten, denen dieß nicht genug war, hatten feile Federn zu ihrem Dienste, die ihre unbedeutendsten Handlungen zur Nahrung ihres Stolzes in ermüdender Weitläuftigkeit und einem Schwall von gedankenlosen Worten ihren Zeitgenossen beschreiben musten. Johann Georg II., Churfürst zu Sachsen, hatte im Februar des Jahrs 1678 seine drei Brüder, die Stifter der nun schon insgesamt ausgegangenen Linien zu Weissenfels, Merseburg und Zeiz mit ihren Familien zum Besuch in Dresden bei

sich. Da gieng es dann sehr prächtig zu. Diese alten verlebten Fürsten wurden von ihrem Durchlauchtigsten Herrn Bruder mit Aufführung von allerhand Aufzügen, ritterlichen Exercitien, Schauspielen, Schiessen, Jagden, Opern, Comödien, Balletten, Maskeraden, Königreichen, (so heißt es auf dem Titel des Buchs) Feuerwerken und andern Denkwürdigkeiten gar herrlich belustiget. Damit nun von diesem allen nicht das geringste für die Nachwelt verloren gienge, muste ein gewisser Gabriel Tzschimmer auf gnädigsten Befehl und Anordnung höchstermeldter Sr. Chfl. Durchlauchten alles genau bemerken und das vornehmste nach dem Leben in Kupfer zu bringen besorgen, und nebst etlichen hier beigefügten Erläuterungen, nachdenklichen Geschichten, heilsamen Sittenlehren, politischen Erinnerungen, und gefaßten Sprüchen, wie nicht weniger Religions-Etats-Kriegs-Jagd- und an-

dern desfals dienlichen Sachen, allen edlen Gemüthern zur fernern Aufmunterung heroischer Tugenden, Anführung kluger Welt- und Staats-Händel und dann zur Bespiegelung menschlicher Glückseligkeit, Ehre, Hoheit, Fälle, Anstösse, Mängel und Gebrechen in Druck geben. Diese Beschreibung wuchs zu einem Folianten von beinahe zehn Alphabeten an, nebst einem Bande mit 28 Kupfern, zum Teil des größten Formats, in welchen dann jeder Leser, welchen es behagt, alle Umstände dieser herrlichen Vorfälle Haarklein lesen und sehen mag. Z. B. Seite 54, wer bei der Mahlzeit am 2ten Febr. Sr. Chfl. Durchl. und den anderu Hoch- und Fürstl. Mannspersonen die Quehle zum Waschen geworfen, das ist hergereicht, wer sie von diesem empfangen, wer das Gießbekken getragen, wer die Gießkanne mit dem Wasser dargereicht, wie auch, wer eben dieses vor die Durchl. Churfürstin, Hoch- und Fürstliche Frauenzimmer gethau

habe, wie nicht weniger, daß das Gebet vor und nach nach der Tafel von dem dritten Hofprediger Samuel Carpzovius verrichtet sei. Mit solchem Fürstentande geht es nun freilich mehr und mehr zu Ende, und die Pressen haben nur noch selten mit dessen Beschreibung zu tuhn, so bereit auch einzelne Gelehrte noch immer sein mögten, ihre tief unterthänigste Dienstergebenheit in dessen Darstellung zu beweisen. Aber desto mehr und desto kühner sind seitdem die Handlungen der Grossen grossenteils von deren Augenzeugen beschrieben worden. Freilich kömmt manches spät ans Licht. Wir haben z. B. Ludwig XIV. mit allen denen verworfenen oder schwachen Menschen, die ihn umgaben, allererst seit kurzem aus den Briefen der guten Charlotte Elisabeth, Herzogin von Orleans recht anschaulich und zum Teil ganz anders kennen gelernt, als die freiesten bei dessen Leben und nach seinem Tode erschienenen Zeitschriften sie uns darstellten. Denn freilich kömmt der Wust von Ge-

schwiere, welcher insonderheit nach der Vertreibung der Protestanten mehrenteils in Holland unter der Aufschrift des Peter Marteau erschien, und ihn samt allem, was ihm nahe lebte, aufs schwärzeste abmahlte, bei dem ernsten Freunde der Wahrheit gar nicht in Betrachtung. Aber Ludwig XV. war kaum gestorben, als schon die Geschichte seines Privatlebens den Schleier über fast alles das hinwegzog, was man bis dahin nur halb gewußt, oder halb geglaubt hatte. Ich habe zu viel Gründe, anderer Schriften nicht zu erwähnen, welche in diesen lezten Jahren so manchem Fürsten noch bei seinem Leben seine Handlungen vorgemalt haben, und, so wenig ich diese Gemälde als getreu annehmen mag, doch ihn lebhaft belehren, wie wenig der Schimmer des Hofes die Regenten der Beurteilung ihrer Zeitgenossen jezt noch entziehen könne. Friedrich der Grosse hat durch seine so bald nach seinem Tode erschienenen Urteile über seine mit dem Diadem und Fürstenhut prangenden Zeitgenos-

sen selbst gezeigt, wie wenig er annahm, daß eben diese Diademe und Fürstenhüte der Wahrheit die Augen blenden dürften. Ich räume jedem, der die Sache anders ansieht, gern ein, daß es mit dieser freien Schreiberei über Fürsten und Regenten unserer Zeit zu weit gehe. Ich rede nur von dem, was wirklich geschicht, und blos dies, daß es geschicht, sehr oft unbefugt geschicht, ist nicht nur für Fürsten warnend, denen ihr Andenken bei der Nachwelt wehrt und wichtig ist, sondern auch vollends allen, die wenigstens unter ihren Zeitgenossen mit einigem Ruhme zu glänzen wünschen. Der Erzieher junger Fürsten, welcher es mit seinem Amte ernstlich meint, darf nun nicht mehr, wenn er sie durch Beispiele eines verabscheueten Andenkens ehemaliger Erdengötter belehren will, ihnen Nerone, Tibere, oder Domitiane nennen. Er kann ihnen aus den neueren Zeiten Regenten darstellen, die schon lebend allen Tadel ihrer sträflichen oder unweisen Handlungen hervorbrechen sahen, und

die Ueberzeugung ins Grab nahmen, wie schwarz oder verächtlich ihr Andenken auf die Nachwelt kommen würde.

XXXIX.

Nähere Beweise von dem bösen Einflusse der Einförmigkeit auf die Sitten des Hofes.

Niemand wird dergleichen Zeitschriften lesen, welche nicht blos Weltbegebenheiten, sondern auch das Leben der Fürsten neuerer Zeit darstellen, ohne die in dem gewöhnlichen Hofleben fast unfehlbare Misleitung des Herzens und des Verstandes zu bemerken. Die in demselben herrschende Einförmigkeit ist überall auffallend. Wer wirklich darin lebt, darf sie freilich nicht aus Büchern kennen lernen, sondern zu allen Zeiten hat der weisere Mann den Druck davon gefühlt, wenn er sich in dasselbe, oft wider seinen Wunsch, versezt sahe. Man mögte indeß glauben, daß,

wenn ein seine Hoheit gehörig behauptender und alle, die sich ihm nahen, in tiefem Respect erhaltender Fürst seinen Hof nach seinem Sinne bildet, wenn er selbst keinen groben Lastern ergegeben ist, wenn zumal es demselben nicht am Verstande und an fürstlichen Sitten fehlt, wenn er, ohne selbst gelehrt zu sein, die Weisern und die feinen Köpfe im Volk nicht von demselben abhält, nicht nur eine gewisse Bildung der Hofleute die Folge davon sein alsdann, sondern auch die Unterwürfigkeit, die er allenthalben, wo er hinblikt, entstehen macht, eine Art von Zucht für dieselben abgeben, welche, wenn sie gleich nicht das Herz zu hohen Tugenden erhebt, doch ihrer Moralität gewissermassen zuträglich ist, und wenigstens dem zum Laster geneigten Höfling Wohlstand und Zurückhaltung gebietet. So hielt Ludwig XIV. seinen Hof. Nie hat ein König von denen, die sich ihm näherten, sich mehr verehrt, vielleicht von den meisten mit innerem Gefühl verehrt und gefürchtet gesehn. Voltaire,

der nie einem Fürsten schmeichelte, wenn nicht viele Nebengründe ihn leiteten, sagt von dessen Hofe: La Cour de Louis XIV. respirait une Galanterie pleine de decence. Zwar gab er bis zu dem Jahre 1685 keine Beispiele ernster Tugend. Seine eigenen Liebesgeschichten rechtfertigten gewissermassen lange die Ausschweifungen seiner Höflinge beiderlei Geschlechts. Wann dann aber in den lezten dreissig Jahren seines Lebens Frömmlei ohne Aufklärung in die Stelle seiner frühern Neigungen trat, so sollte diese doch wol etwas auf seine Familie und auf seine Hofleute gewirkt haben. Aber da steht nun beinahe ein volles Hundert derselben nahmentlich in den Briefen seiner Schwiegerin, der Herzogin von Orleans, in Zügen geschildert, denen man doch Wahrhaftigkeit zutrauen muß, und so mancher beiläufig erwähnt. Daß sie dem Charakter wirklich guter Menschen Gerechtigkeit wiederfahren ließ, sieht man aus ihrem Urteil über einzelne. Aber ich mögte fragen: So wenig ich bei den

Menschen eine überwiegende Neigung zur Tugend und Rechtschaffenheit im Allgemeinen annehmen mägte, sollte es wol möglich sein, eine solche Sammlung von verworfnen, für alle der Tugend gebührende Achtung unempfindlichen, in ihren Lastern so schamlosen oder aufs beste schwachen Menschen auf Einen Ort zusammen zu bringen, als diese Menschen fast insgesammt an dem glänzenden Hofe Ludwigs XIV. waren? Freilich in Gefangen- und Zuchthäusern und auf den Galeeren mag man der Buben mehr beisammen sehen, welche die Gerechtigkeit zur Strafe dahin versammlet. Aber jene Menschen hatten diese scheusliche Bildung eben an diesem Hofe angenommen, welchen man denn auch aus eben diesen Schilderungen als einen der einförmigsten kennen lernt. Man muß zu manchem Hülfsmittel lachen, durch welches einzelne diese Einförmigkeit und daraus entstehende Langeweile zu unterbrechen suchten. Die Herzogin von Bour-

gogne, nachmals zweite Dauphine, übte unter mehreren andern auch dieses, daß sie sich von den Laquaien bei den Füssen auf dem Boden herumziehen ließ. Allons, sagten diese Bengel, wenn die Stunde für diesen Spaß kam, bientot nous divertir avec la Duchesse de Bourgogne, und das sagten sie an dem Hofe Ludwigs XIV! Das war eine Galanterie pleine de decence einer der Crone schon damals so nahen Prinzessin!

Doch auch diese Bemerkung muß eingeschränkt und nicht etwan angenommen werden, daß an jedem Hofe es besser zugehe, wo man minder einförmig lebt. Nicht an jedem Hofe steht es deswegen besser, weil man dort nicht steif und einförmig ist. Vielleicht war nie ein Hof weniger einförmig, als der Hof Carls des II. in England gerade in eben der glänzendsten Piode des stolzen Ludwigs war. Noch jezt nennt seine Nation ihn den lustigen König. Nicht lustig sondern überlustig gieng es an seinem Hofe zu. Man kann sich davon aus den Memoiren des Comte

de Grammont am besten belehren. Aber dieser Hof hatte nicht nur wenige Tugendbilder, sondern auch viel böse Menschen, bei dem allen aber gewiß weit weniger so hassenswürdige Geschöpfe, als diejenigen waren, welche Ludwig XIV. umgaben. Ich mögte meinen Lesern, welchen diese Vergleichung interessant sein kann, rahten, nach diesen Briefen der Herzogin des Grammont Memoires zu lesen. Beide sind äusserst contrastirende Gemälde zweier gleichzeitigen Höfe. Beide Monarchen trugen in ganz verschiedenem Wege viel zur Ausbildung ihrer Völker bei; Ludwig mit grossem Aufwande, aus Stolz und ohne eigene Gabe des Wizzes; Carl ohne besondern darauf abzweckenden Aufwand, blos durch das Beispiel eigenes Wizzes und eigner Lebhaftigkeit, und auch dadurch, daß er viele Menschen von ähnlicher Fähigkeit in einem frohen Umgange sich ihm nähern ließ. Das auffallendste aber ist dieses: Ludwig hatte einen Hof ohne Tugend, als es ihm selbst noch gleichgültig war, tugend-

haft und fromm zu erscheinen. Er änderte sich in seinen spätern Jahren, und sein Hof ward vielleicht nun noch lasterhafter. Carl II. war von Anfang an gleich leichtsinnig und wollüstig, und verlor zulezt alles Gefühl für die Religion, das er noch mogte in frühern Jahren gehabt haben. Mit dem Anfang seiner Regierung sah sich die Nation derer Fesseln entschlagen, welche die Heuchelei Cromwells ihrer Denkungsart angelegt hatte. In so fern war es also zwischen beiden Königen gewissermassen umgekehrt. Carls lustige Hof-Wirtschaft folgte auf eine Periode, welcher die spätere Periode Ludwigs ziemlich ähnlich war. Freilich schlug es nun bei vielen auf die entgegengesezte Seite über. Jederman weiß, daß der Anfang der Freigeisterei und der Verachtung der Religion in Grosbritannien unter Carl II. seinen Anfang genommen hat. Aber so niedrig lasterhaft ward man nicht zu St. James, als man es zu Versailles in der frommen Lebenshälfte Ludwigs XIV.

war; und ich mögte behaupten, daß, wenn Carl II. bei seiner frölichen Gemütsart, bei seiner grossen Gabe des leichten Umganges nicht ganz denselben Grad des Leichtsinns gehabt hätte, wenn er, ohne deswegen stolzer zu sein, und mehr auf die Würde des Königes zu halten, mehr Gefühl für die Pflichten dieser Würde gehabt hätte, er seinen Hof in eben der Lebhaftigkeit und mit eben so wenig Einförmigkeit hätte halten können, als er wirklich gethan hat, und derselbe dann ein Muster für manche Fürstenhöfe hätte sein können, an denen es zwar viel anständiger, als an Carls Hofe, aber auch desto einförmiger und steifer zugeht.

XXXX.

Billige Einschränkung des bisher gesagten.

Sehr wahrscheinlich sind mehreren Lesern dieser lezten Abschnitte Fürsten vergangener und gegenwärtiger Zeit beigefallen, die sie mir als Beispiele des Gegenteils anführen mögten. Aber es bedarf dessen nicht. Ich selbst habe mich, indem ich dies niederschrieb, an dieselben erinnert. Ich weiß, daß es zu allen Zeiten Fürsten gegeben hat, ich weiß mehr als Einen noch jezt lebenden, dessen Betragen und Lebensweise dem Anschein nach sehr einförmig war oder ist, und auf welche die Geschichte kein Urteil des Tadels geworfen hat oder wird werfen können. Aber ich habe nirgends gesagt, daß der Weise, daß der Geschäftsmann, vielweniger daß der Fürst, wenn er beides ist, nicht so ganz frei in der Auswahl und Bestimmung seiner Lebenweise sei. Ich habe nicht ge-

sagt, daß er, wenn die Stimmung seines Geistes ihn darauf leitet, ernsthaft, eingezogen, zurückhaltend, wo es nötig ist, sein dürfe. Ich habe nirgends die vou dem Herrn Ritter von Zimmermann gepriesenen Vorteile der Einsamkeit geleugnet, wenn der Weise sie zwischen seinen gemeinnützigen Beschäftigungen mit Ueberlegung einschiebt, sie als eine heilsame Erholung benuzt, und gern wieder aus ihr hervorgeht, wenn er sich um seiner Geschäfte willen den Menschen, die mit ihm wirken sollen, mitteilen muß.

Die Hauptsache kömmt darauf an: Hat der Character eines Mannes, welches Standes er auch sei, von welchem es aber der Welt nicht gleichgültig sein kann, wie er seine Lebensweise bestimme, bereits eine hinlängliche Festigkeit gewonnen, so liegt weniger Gefahr in der Sache. Kennt ein Fürst seine Geschäfte, deren Umfang und Wichtigkeit, liebt er sie, hat er sich bereits hinlänglich an sie gewöhnt, um sie nicht überlästig zu finden, so wird ihn Eingezogenheit, ja selbst

Einsamkeit nicht mehr so leicht verderben. Die Regelmässigkeit seiner Lebensweise wird bei allem Anschein der Einförmigkeit für ihn zuträglich werden können. Er wird durch sie nicht eintönig werden, weil er zu viel und zu mancherlei zu denken und zu wirken hat. Er wird selbst in seine Einsamkeit immer etwas hineinnehmen, das seinen Geist noch immer an eben die Menschen zurück denken macht, und mit ihnen sich zu beschäftigen veranlaßt, wenn er sie von Zeit zu Zeit zu verlassen scheint. Man muß schon ein Weiser sein, um die Einsamkeit als Ruhe des Weisen benutzen zu können. Man muß die Menschen genugsam kennen, und dieser Kenntnis gemäß seine Sitten ausgebildet haben, um nicht in der Zurückhaltung von ihnen Sitten anzunehmen, welche mit denen Zwecken nicht zusammen stimmen, welche man doch noch immer zu erfüllen wünscht. Als solche Männer kennt man diejenigen Fürsten, an welche ich hiebei zurückdenke, und welche ich nicht näher auszeichnen mag. Man weiß von

ihnen, daß sie Land und Leute nach festüberlegten Entwürfen regieren, daß sie wahre Geschäftsmänner, und in diesen Geschäften selbst keinesweges einförmig, nicht blos Männer nach der Uhr sind. Ihr Hof ist ihnen nicht als ein Hülfsmittel zu ihrer Unterhaltung und Zerstreuung wichtig, sondern eine Nebensache, deren ein Fürst um seiner Fürstenwürde willen nie ganz entbehren kann.

Aber das wird immerhin wahr bleiben, daß der Gang eines noch nicht ausgebildeten Geistes sehr unsicher sei, wenn er seine Ausbildung in und durch eben dieses Hofleben noch allererst erlangen soll, wenn er sich dadurch abhalten läßt, auch ausser demselben die Wege zu der ihm so notwendigen Kenntnis der Menschen zu suchen, wenn er durch übertriebene Achtsamkeit auf seine Fürstenwürde Menschen, deren Tähtigkeit ihm wichtig sein soll, in einer zu grossen Entfernung von sich hält, wenn er blos aus Stolz zurückhal-

tend ist, und aus Laune oder wol gar aus entschiedenem Menschenhaß die Einsamkeit sucht.

XXXXI.

Ursprung aller Pedanterei in der Einförmigkeit.

Lange hat die Benennung eines Pedanten nur Personen aus dem gelehrten Stande angeklebt, die sich in ihrem Betragen einförmiger, in ihren Unterredungen eintöniger zeigten, als man es in dem menschlichen Umgange überhaupt gewohnt ist, die dabei in Kleinigkeiten zu wichtig thaten, und sie andern eben so wichtig zu machen suchten. Von einem solchen Mann verspricht man sich in wichtigen Teilen der Gelehrsamkeit wenig, und nimmt überhaupt nicht viele Brauchbarkeit von seinem Wissen und wenig wahre Tähtigkeit in demjenigen an, was ein gründlicher Gelehrter eigentlich zu leisten hat. Man denkt sich nicht einen Dummkopf dabei,

sondern einen Mann, dessen Geist und Tähtigkeit eine falsche Richtung bekommen haben. Man sieht dieß so sehr als eine natürliche Folge der in den Beschäftigungen eines Gelehrten gewöhnlich herrschenden Einförmigkeit an, daß es manchem genug ist, jemanden nur als einen gelehrten Mann nennen zu hören, um anzunehmen, daß er einen Pedanten an ihm sehen werde. Niemanden fällt es indessen ein, einen noch jungen Gelehrten dafür anzunehmeu oder so zu benennen, wenn gleich die Anlage dazu schon sich bei ihm zeigt. Denn man sieht es als einen Fehler an, welchen anzunehmen man schon lange als ein Gelehrter gelebt haben müsse. Und das ist auch wahr. Denn es ist nicht die Schuld der Gelehrsamkeit selbst, wenn unser einer ein Pendant wird, sondern die Folge der in unsern Beschäftigungen und Lebensweise zu sehr gewöhnlichen Einförmigkeit; und wir gerahten um so viel gewisser in diesen Fehler hinein, je einförmiger und oft auf eben dieselbe Art wiederholt unsre Beschäftigun-

gen sind. Dies hat nun aber bei uns Professoren, bei Schullehrern und bei Bibliothekaren am meisten statt. Auf uns haftet daher die Benennung des Pedanten am gewöhnlichsten. Wir dürfen nur einen kleinen Anstrich von diesem Fehler haben, so bemerkt ihn jedermann, weil man ihn schon voraussezt, ehe man uns zu Gesichte bekömmt. Aber, wahrhaftig! man tuht uns Stuben- oder Catheder- oder Schulbank- oder Bücherstaubgelehrten darin zu nahe. Es ist nichts, als die leidige Einförmigkeit, nichts als die daraus entstehende Pünctlichkeit, Eintönigkeit, Steifsinnigkeit, Kleingeistigkeit, und was sonst zu dieser im Ganzen durch alle Stände sich ähnlichen Wendung des Geistes gehört, was den eigentlichen Pedanten macht. Wen diese ergreift, er sei Fürst, Staatsmann oder Hofmann, oder Drost, oder Amtmann, oder Bürgermeister, oder Syndicus, oder Gerichtsschulze, oder Professor, oder Schullehrer, er wird über kurz oder lang ein Pedant, comme il faut, wenn man auch nie bei ihm an

diese Benennung denkt. Ein Gelehrter, der in minder einförmigen Beschäftigungen lebt, als die der eigentlich dafür geltenden Gelehrten sind, ein Geistlicher, ein Rechtsgelehrter oder Arzt kann viel wunderliches und unangehmes in seinem Betragen haben. Man wird es zwar auch bemerken; aber man wird noch nicht sagleich an die Benennung eines Pedanten denken, als wenn es sich verstünde, daß man unter abwechselnden Beschäftigungen und Umgange nicht in die verhaßte Einförmigkeit eines Pedanten hineingerahten könnte.

XXXXII.

Verwahrungsmittel wider die Pedanterei. Warum viele Beschäftigung mit Büchern so leicht pedantisch mache.

Aber wie soll es nun ein Mann machen, der als Gelehrter in einem Amte lebt, das ihn immer in einer gewissen Einförmigkeit beschäftigt?

Sein Amt sei beschaffen, wie es wolle, so wird er doch einen Teil seiner Zeit frei von dessen Beschäftigungen haben. Und diesen Teil seiner Zeit muß er anwenden, um der Wirkung von jener Einförmigkeit seiner Beschäftigungen entgegen zu streben. Er muß leben mit so mancherlei Menschen und in so mannigfaltigem Umgange, als er nur leben kann. Es wird ihm gelingen, wenn er jeden ihm entstehenden Umgang als eine Quelle zur Belehruug ansieht und benuzt.

Ich will hier eine Anmerkung beibringen, welche ich am besten hier anknüpfen kann, die aber im Allgemeinen erklärt, warum ein Geschäftsmann, von welcher Art er auch sein mag, bei allem Fleisse, den er seinen Beschäftigungen widmet, einförmig in seinem Betragen und einseitig in seinen Urteilen werden müsse, so bald er sich von einem solchen Umgange zurück zieht, der ihm Aufklärung geben kann. Es bleibt immerhin wahr, daß der Geschäftsmann die meiste ihm nötige Aufklärung aus seinen Geschäften selbst,

der Gelehrte aus seinen Büchern schöpfen müsse. Aber es bleibt eben so wahr, daß diese allein sie ihnen nicht geben können. Denn die Geschäftspapiere und die Bücher haben einen grossen Fehler: Sie reden nicht. Sie geben zwar gewisse Gedanken an, lassen aber dem Leser die Freiheit, eben das, oder etwas entgegengesetztes zu denken. Tuht er das erste, so sagen sie nichts weiter dazu. Tuht er das leztere, so sagen sie auch nichts dawider Wenn einer immer mit Menschen umgienge, die nur Einmal ihre Meinung sprächen, aber dann zu allem, was man dazu, dafür oder dawider sagt, stille schwiegen, so würde man in solcher Menschen Umgange wenig Aufklärung gewinnen. Man würde aber selbst in die Gewohnheit hineingeraten, jeden zuerst gefaßten Gedanken für den besten zu halten. Wäre er mit den Gedanken jener einstimmig, so hätte man keinen Anlaß, etwas mehr noch hinzu zu denken, auch keinen Anlaß, die Sache von mehr als Einer Seite zu

betrachten, oder noch mehrere Gründe zu deren Bestätigung zu suchen, deren sie doch noch wol bedürfen mögten. Wäre man nicht mit jenen einstimmig, so würde man sich mit den ersten Gründen seines Zweifels oder seiner Verneinung begnügen, auf welche man ganz keine Widerrede hörte. Der Geist eines Mannes, der fortdauernd mit solchen Menschen umgienge, würde dadurch eine unangenehme Wendung bekommen. Er würde glauben, eine Sache geschwinder einzusehen, als es möglich ist, würde durchblitzen wollen, was er mit Ernst und Bedacht durchschauen sollte, würde schnell entscheiden, und, wenn er dann nach dieser Verwöhnung zuweilen Widerspruch hören müßte, nur dadurch entrüstet, aber nicht zu mehrerem Nachdenken veranlaßt werden. Dieß ist in der Taht das Unglück der Grossen der Welt, und das die größte Hinderniß der ihnen noch immer nötig bleibenden Aufklärung. Von Jugend auf mit Menschen umgeben, die keinen andern Gedanken zu äussern

wagen, als den der Fürst hat, oder die sogleich schweigen, wenn sie unglücklicherweise einen Gedanken geäussert haben, der nicht der Gedanke des Fürsten war, werden sie in eine zu grosse Meinung von ihrem Verstande hineingesezt, und halten jeden ersten Gedanken auch für den besten. Doch ich wollte ja von Geschäftschriften und von Büchern reden, und rede wieder von Fürsten! Es mag immerhin stehen bleiben.

Der Geschäftsmann und der Gelehrte sind unter ihren Papieren und Büchern eben so übel daran, wie der Fürst unter seinen Höflingen, die, wenn sie einmal gesprochen haben, den Mund nicht wieder in eben der Sache auftuhn, und alles gern gelten lassen, was beide zu demjenigen denken, was sie Einmal gesagt haben. Dem Manne, der bloß mit Acten, Berichten oder Büchern umgeht, erscheinen seine ersten Gedanken gewöhnlich als die besten, und bleiben folglich die einzigen. Ist er kein vorzüglicher Kopf, so denkt er nur mit jenen, und alles, was sie ihm sagen,

wird ihm zur unumstößlichen Wahrheit. Ist er ein nicht gemeiner Kopf, so wird er auf Zweifel und Einwürfe gerahten, aber, weil seine Schriften und Bücher ihm nichts dagegen einwenden, jeden derselben bald für unüberwindlich halten, und für die Gegenseite enscheiden. Er wird endlich fast an jede Lectüre, von welcher Art sie auch sei, mit dem Vorsatz gehen, das, was sie ihm sagt, nicht bei sich gelten zu lassen, und sich gewöhnen, so in stiller Zufriedenheit seinen Verstand und Scharfsinn zu bewundern. Er wird sich in Geschäften für einen hellen Kopf, in gelehrten Arbeiten für einen scharfsichtigen Wahrheits-Forscher halten. Denn er glaubt, alles richtig eingesehen zu haben, weil ihm niemand die andre Seite der Sache darhält. Der Professor und der Schullehrer haben noch ein Uebel mehr wider sich. Das was sie mit ihren Büchern oder wider dieseiben gedacht haben, tragen sie Zuhörern vor, die eben so wenig, als ihre Bücher, ihnen ein-

reden. Und so gut wir es wissen, daß sie bloß deswegen schweigen, weil sie müssen, so verwöhnen wir uns doch, ihr Stillschweigen, ihr Anstarren unsrer hochgelahrten Person, ihr Niederschreiben der ihnen mitgeteilten Weisheit als Beweise ihres Beifalls und der von uns bewirkten Ueberzeugung anzusehen.

Wann dann ein solcher Mann nohtgedrungen unter Menschen kömmt, wo er nicht bloß denken und schreiben darf, sondern auch reden muß, so klebt ihm das alles so sehr an. Er redet zu den Menschen, wie er gegen seine Bücher dachte. Es wundert und bald entrüstet es ihn, daß sie nicht alle so, wie seine Acten, Protokolle und Berichte, oder wie seine Bücher und Zuhörer zu seiner Weisheit schweigen. Er ist entscheidend, hört nicht auf Widerspruch, und wenn er ja darauf achtet, so faßt er ihn nicht. Er ist immer voll von seiner Sache. Lassen sie mich doch auch einmal reden! haben mir nicht bloß Professoren, sondern auch mehr als Ein Ge-

schäftsmann entgegen geschrieen, wenn ich ihnen lange zugehört hatte, und nun doch auch etwas sagen wollte, wovon sie von ferne merkten, oder ohne Grund glaubten, daß es ein Einwurf werden könnte. Oder scheint ja ein solcher zu hören, so darf man nicht deswegen glauben, als wenn er beachtete, was man ihm sagte. Er wird bald die Unterredung wieder an sich reissen, und so fortreden, als wenn nichts gesagt wäre. Es gehört nur wenig Zeit dazu, um sich in diesen Fehler hineinzusetzen. Der junge Gelehrte ist ein Character, den Lessing nur Einmal auf die Bühne gebracht hat. Aber er hat so viele Seiten, daß man ihn noch viel öfter auf die Bühne bringen könnte, ohne daß Eine Darstellung sich der andern sehr nähern dürfte. Wer ihn einmal angenommen hat, verliert ihn nicht wieder, zumal, wenn er zu bestimmten Geschäften kömmt, und sich alsdann nicht vor Eingezogenheit und Einförmigkeit in seiner Lebensweise hütet.

XXXXIII.

Ein Wort über Gelehrte Streitigkeiten.

Der unangehmste Ausbruch der Pedanterei in den Streitigkeiten der Gelehrten hat eben in dieser Verwöhnung des Geistes seinen leicht zu erklärenden Grund. Der denkende Kopf lieset zwar in dem Vorsaze sich zu belehren. Aber bei allem, was er zu dem gelesenen hinzudenkt, ist doch sein Gedanke der einzige und beste, so lange, biß er über eben diesen Gegenstand mit andern denkenden Köpfen zu reden kömmt, auch deren Gedanken hört, die Sache von einer neuen Seite zu betrachten veranlaßt wird, da er dann sehr oft seine Gedanken oder Vorstellungsart anders bestimmt oder gar aufgiebt. Noch mehr! der Denker, welcher gern mit andern Menschen umgeht, schöpft sehr oft die Gegenstände seines weitern Nachdenkens aus diesem Umgange, bear-

beitet sie, spricht wieder davon, schöpft neues Licht, und vollendet seine Arbeit, immer mit dem Bewußtsein, daß er in der Erfindung sowol als in der Ausführung sich nicht alles allein zu verdanken habe. Aber der Mann, der nur an seinen Büchern haftet, nur mit diesen nmgeht, bleibt länger bei den ersten Gedanken bestehen, die ihm aus seiner Lectüre entstanden sind. Wenn nachher auch ferneres Nachdenken ihn auf reifere Gedanken führt, die er dann selbst für besser hält, so ist er auch darin noch sein eigener Lehrer, und hat sich selbst eingeredet. Was er denen Schriften, die ihn dabei leiten, zu verdanken habe, verkennt er teils, teils formt er den gelesenen Gedanken um, denkt das seinige hinzu, benuzt ihn in seinem eigenen Wege, nnd vergißt dabei ganz, daß derselbe eigentlich nicht ihm zugehöre. Das Buch, aus welchem er ihn entlehnte, ist stumm, und kann ihn nicht von ihm wieder fodern.

Wenn wir so verwöhnt, uns nur durch uns selbst zu belehren, die Belehruug anderer durchs

Schreiben gehen, so denken wir durchaus nicht mehr auch nur an die Möglichkeit einer Belehrung von andern. Diese komme nun, von wem sie wolle, von Recensenten oder von andern Schriftstellern, sie geschehe beiläufig, oder sei ausdrücklich an uns gerichtet, so ist sie uns um so viel unangenehmer, je unerwarteter sie uns ist. Denn wer nicht unter dringenden Veranlassungen, oder wer blos fürs leidige Geld schreibt, hält doch alles zu der Zeit, da er es in den Druck giebt, für so richtig gedacht und für so gut gesagt, als es nur immer gedacht und gesagt werden kann, und mögte es nicht geschrieben haben, wenn er annähme, daß irgend ein Sterblicher es besser schreiben könne.

Es ist freilich seltsam, aber doch sehr allgemein wahr, daß wir Menschen den Zweifel anderer an unserm Verstande weniger ertragen können, als Zweifel an der Güte unsers Herzens. Nicht nur laute Vorwürfe gegen jenen sind uns unerträglich, sondern wir lassen uns auch nicht einmal

im Scherze sagen, daß man von unserm Witz, Geschmack oder Urteil nicht vorteilhaft denke. Dies geht bis in die niedrigsten Volksklassen herab. Man sage einem Menschen, daß man ihn für einfältig, dabei aber doch für vollkommen ehrlich halte, so werden wir es damit nicht gut machen, und er wird nicht mit Wohlwollen von uns scheiden. Wie ist es denn Wunder, daß wir Gelehrte bei jedem Vorwurfe dieser Art so geschwind, so heftig entrüstet werden, zumal eben dann, wenn wir uns durch Schriften zu Lehrern aufgeworfen des Menschengeschlechts dargestellt haben?

Es ist jedoch durch die Erfahrung ausgemacht, daß Steitigkeiten unter keiner Art von Gelehrten heftiger sind, als unter den Philologen oder sogenannten Humanisten, wenn gleich deren Kenntnisse immer eine Benennung gehabt haben, welche auf den Einfluß deutet, den sie auf die Ausbildung der Sitten haben sollen. Die schönen Künste ernsthaft lernen, sagt Ovidius, das erweicht die Sitten und läßt sie nicht rauhe bleiben. Aber

wo kann man wol rauhere Sitten sehen, als in den Ausbrüchen philologischer Streitigkeiten, und dies in unsern Zeiten eben so gut, als in den Zänkereien der Humanisten des sechszehnten Jahrhnnderts; es mögte denn der Unterschied dieser sein, daß den Humanisten unserer Zeiten das lateinische Schelten nicht mehr so gut fliessen will, als ehemals einem Scaliger, Scioppius Burmann und ihres gleichen. Zwar habe ich nie eine gelehrte Streitigkeit gehabt, und bin von Recensenten noch immer gut genug behandelt worden. Aber das fühle ich doch, daß mir der lebhafte Vorwurf eines Irrthums in solchen praktischen Wahrheiten, worüber ich gewöhnlich schreibe, unendlich empfindlicher sein würde, als eine Anklage, wenn sie gegen mich entstehen könnte, daß ich irgend einen alten Schriftsteller misverstanden habe. Irrthümer jener Art sind an sich wichtiger, und der Vorwurf, sie begangen zu haben, deutet wenigstens auf eine Möglichkeit, durch seine Schriften einen Schaden an-

zurichten, den die fehlerhafteste Uebersetzung eines alten Schriftstellers doch nimmermehr anrichten kann.

Aber sollte nicht etwan selbst das Bewußtsein von der Unwichtigkeit des Gegenstandes humanistischer Streitigkeiten einen Grund der Heftigkeit abgeben, mit welcher sie geführt werden? Mich dünkt, der Philolog muß es fühlen, daß seine ängstliche Nachforschung des Sinnes einer alten Stelle und die endlich daraus entspringende Entscheidung über denselben einen nicht so wichtigen Gegeustand habe, als practische Wahrheiten, durch welche Menschen gebessert und glüklicher gemacht werden sollen. Aber eben deswegen ist ihm der Vorwurf um so viel kränkender, daß sein Verstand nicht Kraft genug zur Entscheidung über eine so unerhebliche Sache gehabt haben solle. Ihm fällt daher der Gedanke schwer auf das Herz, daß niemand von seinem Verstande auch für wichtigere Gegenstände vorteilhaft denken werde, wenn er nicht seine Meinung durch-

setzen und die Ehre seines mit oder ohne Grund bezweifelten Verstandes retten kann. Dazu kömmt, daß man sich bei Streitigkeiten über practische Wahrheiten doch endlich über eine Mittelmeinung vergleichen kann. Aber bei kritischen Streitigkeiten ist dies so gut wie unmöglich. Wenn Ein Philologe den Dichter Virgilius, und ein anderer ihn Vergilius, oder einer den Kritiker Gellius, ein anderer ihn Agellius schreibt, oder wenn ein Gelehrter das η der Griechen wie äh ein anderer es wie ieh ausgesprochen wissen will, so ist keine Mittel-Meinung erdenklich, für welche beide Teile sich vereinigen könnten. Ist dann d er Krieg Einmal erklärt, so kann es nimmer wieder Friede werden, und wenn auch die ganze Gelehrten-Republik ihre Vermittelung anbieten sollte.

XXXXIIII.

Das beste Verwahrungsmittel gegen die Pedanterei ist der Umgang mit denkenden Menschen.

Aber laß einen Menschen, der sich Geschäften, oder Wissenschaften, oder allen beiden widmet, nur viel mit Menschen leben, die auch denken, und in eben diese Dinge, die ihn beschäftigen, Einsicht haben, so wird er bald merken, daß die Weisheit, die man von jenen stummen Lehrern, und die, welche man unter Menschen lernt, ganz verschiedener Art sein, und jene durch diese gar sehr erhöhet und eigentlich reif werde. Unter denkenden Menschen muß man bald aufhören, einseitig zu urteilen, wenn man nur nicht mit zu vielem Eigendünkel und Vertrauen auf die in jenem Wege erlernte Weisheit unter sie eintritt. In der grossen Verschiedenheit von Meinungen, die unter den Menschen herrscht, fühlt man es bald, daß ein Alleindenker und ein Selbstdenker

nicht einerlei sein, und daß man um so viel richtiger selbst denke, je mehr man sich unterrichtet, wie auch andre über eben diese Gegenstände denken. Will man durch eigenes Denken wahren Nutzen schaffen, so wird man erst dann es recht tuhn können, wenn man durch das oft unbegreifliche Widerstreben einzelner gegen das, was wir als wahr erkennen, lernt, wie weit der menschliche Verstand im Bezweifeln oder in vorgefaßten Meinungen gehen könne. Auch der nichtsbedeutendste Widerspruch eines schwachen Kopfes lehrt mich doch oft auch den Gang eines solchen Geistes und die Art kennen, wie ihm anzukommen sei, wenn es mir darum zu tuhn ist, auch ihn für die Wahrheit zu gewinnen. Als Geschäftsmann lerne ich nur in dem Umgange mit Menschen voraussehen, wie sie mein Betragen in diesem oder jenem Falle beurteilen werden. Ist es mir nicht etwan blos um ihren Beifall, sondern, als einem ehrlichen Manne, auch darum zu tuhn, daß ich, wenn ich künftig mehr Gutes

tuhn will, von ihrer guten Meinung mich zum voraus versichert halten kann, so muß ich unter Menschen lernen, wie sie auch die beste Handlung von einer oft ganz unerwarteten Seite ansehen, wenu der Mann, der sie tuht, ihnen zu fern lebt, wenn nicht ein weit verbreitetes Vorurteil für seine Rechtschaffenheit die arglistige Untersuchung seines Charakers stört, zu welcher jeder sich befugt hält. Ich muß lernen die Menschen so zu nehmen, wie sie sind, wenn ich sie nach meinen Absichten so brauchen will, wie sie dazu brauchbar sind. Ich rede immer nur von guten Absichten. Denn der Mann, der in seinem Wirkungskreise nur böses zu tuhn sucht, weiß das alles und übt es gewiß. Sein Bewußtsein, daß er nichts gutes im Sinne habe, macht ihn immer viel weiter hinaus denken, und er tuht das alles, um Menschen zu misbrauchen, was der gute Mann zu tuhn unterläßt, aber doch tuhn sollte, um Menschen zu guten Absichten zu gebrauchen. Dies aber giebt jenem in seiner Art zu handeln

und Geschäfte zu betreiben, einen entschiedenen Vorteil vor diesem, daß derselbe einseitiger urteilt und sich zu sehr auf die Redlichkeit seiner Absicht und auf die von ihm mit einseitiger Ueberzeugung eingesehene Vernunftmässigkeit seiner Entwürfe verläßt. Das würde er aber nicht tuhn, wenn er nicht zu einförmig dächte und handelte.

XXXXV.

Bei den Alten hatte eine solche Einförmigkeit nicht Statt, und dieß war vielleicht ein Hauptgrund ihrer Vorzüge.

Fast mögte ich behaupten, daß die Vorzüge der alten Griechen nnd Römer ihre vornehmste Ursache in dem Umstande hatten, daß in ihrer Erziehung sowol, als in ihrer spätern Lebensart die Einförmigkeit nicht Statt hatte, welche bei uns die Jugend, wie das Alter, auf so vielfältige

Weise verderbt und entkräftet. Sie hatten keine Kostschulen, keine Pensionsanstalten für die Erziehung der Knaben, keine Akademien für die Ausbildung ihrer Jünglinge, auf welchen diese mit einander um die Wette geschwärmet und sich einander in blinder Nachahmung Sitten mitgeteilt hätten (wenn sie ja Sitten heissen können) die keine andere Volksclasse billigen, vielweniger achten kann. Der wißbegierige Jüngling und selbst der Mann wählte sich seinen Lehrer, wenigstens mit einer vorgängigen Kenntnis, lernte von ihm, nicht wenn der Sonnenlauf die Stunde angab, sondern im Umgange, wenn der Geist des Lehrers frei und heiter genug und wenn selbst sein Kopf helle genug war, um unter seinen Antworten und Einreden die Wahrheiten, mit welchen sie sich beschäftigten, schärfer zu untersuchen und in das gehörige Licht zu stellen. Sie hatten keine Klöster, in welche ein Teil ihrer Denker sich hätte verstecken dürfen, um ausser der Verbindung mit der bürgerlichen Gesellschaft Gedan-

ken zu sammeln, die am leichtesten im menschlichen Umgange entstehen, und sich selbst die Gelegenheit zu denen Erfahrungen zu benehmen, welche den Gedanken den besten Ursprung und die beste Nahrung geben, und ohne welche der Verstand nur gar zu gern in einer blossen Ideenwelt schwebend bleibt. Man bedenke doch, daß unter Griechen und Römern auch kein einziger Schwärmer und Enthusiast durch Schriften sich einen Ruf gemacht, oder einen Anhang erworben hat. Zeigte sich ja etwas dergleichen in einzelnen Lehren der Philosophen, oder nahmen die Wahrsager-Künste einzelne schwache Köpfe ein, so kamen ihnen diese falschen Auswüchse des Verstandes aus dem Orient. Sie hatten keine Orden, in welchen Ein Mensch dem andern seine Denkungsart aufzudringen oder practische Weisheit mitzuteilen suchte, die sich im freien Umgange eben mit Menschen, die durchaus verschieden von uns denken und handeln, am leichtesten erwerben läßt. Auch in den Beschäftigungen

des bürgerlichen Lebens war keine solche Einför=migkeit, keine solche Einheit der Bestimmung, als welche jezt bei uns Statt hat. Der, dessen Kopf stark genug für mehr als Eine Art der Täh=tigkeit war, konnte erwarten, sie in jeder dersel=ben benuzt zu sehen. Wer sich zu Einem Ge=schäfte vorzüglich bestimmte, entsagte dadurch kei=nem andern ausdrücklich, wenn dagegen jezt schon der Jüngling gewöhnlich eine Benennung annehmen muß, um die Volksclasse zu bezeich=nen, welcher er für sein ganzes Leben anzuge=hören entschlossen ist. Eben diese Volksclassen mischten sich daher mehr unter einander, rieben sich die Ecken und Auswüchse einander ab, und glätteten sich die Falten aus, welche jezt den Stand oder das Amt selbst eines in seinem Fache brauchbaren Mannes so kenntlich machen. So sehr die Grossen jener Zeit ihres Vorranges und ihrer Macht sich bewußt waren, so sehr man=cher derselben sie gegen den niedern und schwä=chern misbrauchte, und wenn auch gleich bei

den Römern mit dem Verlust der Freiheit Geisteskraft und woldurchdachte Wissenschaft seltner wurden, so fesselten doch deren Beherrscher noch nicht diejenigen, welche sich ihnen näherten, durch die Bande des Cerimoniels und der Etikette. Noch lange blieb die Sprache des Hofes gewöhnliche Volkssprache, und, wenigstens bei guten Fürsten konnte deren Höfling, der Günstling, oder der Freund in der ihm natürlichen Wendung des Geistes reden und handeln, wenn er dagegen jezt nicht lebhaft, nicht witzig sein, ja nicht einmal schmeicheln darf, ohne dem, was er sagt, die Wendung der Cerimoniensprache zu geben.

So von Jugend auf geleitet, oder vielmehr nicht so misleitet, wie wir es jezt alle, einer mehr, der andre weniger, werden, behielt der Geist jener Menschen seine ursprüngliche Kraft, bildete sich ohne Zwang aus, und wirkte in allen Aeusserungen dieser Kraft, im Reden, Schreiben und Handeln, in Lastern selbst so gut, wie in

Tugenden, auf eine mehr originale Art. Man war mehr, als zu unsern Zeiten, das, was man selbst fühlte sein zu können. Wer ja nachahmte, taht es mehr mit dem Gefühl, sein Muster erreichen zu können, nicht, wie jezt, in Folge unwillkührlicher Verbindungen oder einer aus Täuschung gewählten Abhängigkeit. Die Schätzung der Geisteskraft einzelner Menschen nnd ihres ganzen Wehrts, war ebenfalls damals gewiß viel leichter, als jezt. Die in unsern Zeiten so häufigen Veranlassungen, viel Geschwäz über ein leeres Nichts zu machen, der Hoftand, die Sprache der Cerimonien und Complimente, welche der schaale Kopf immer leichter auswendig lernt und sich geläufig macht, als dieß dem Denker möglich ist, die Etikette, hinter welcher der Mann ohne Kraft sich lange verstecken und Würde behaupten kann, ohne einigen innern Wehrt zu haben, kurz, alle die Masken der erkünstelten Einförmigkeit, bei deren Gebrauch Tohren und Narren in unsern Zeiten

sich so wol befinden. Hatte und kannte das Altertuhm so lange nicht, bis im Osten Europens der Luxus des Orients und in dessen Mitte und im Westen die Barbarei deren Gebrauch als ihre nächste Folge einführte. Denn Cerimonien und Complimente sind allemal der erste Schritt eines aus der Barbarei hervorgehenden Volkes, mit welchem aber ein solches sich zu oft begnügt, und sich für schon hinlänglich verfeinert zu halten anfängt, wenn es nur Cerimonien hat.

Inhalt.

I. Einsamkeit und Einförmigkeit sind keinesweges mit einander verbunden. 19.

II. Beispiele der Einförmigkeit bei nicht Einsamen. ; ; ; 24.

III. Auch Eingezogenheit kann ohne Einförmigkeit und das Leben in der grossen Welt mit vieler Einförmigkeit verbunden sein. ; ; 28.

IV. Im Kloster-Leben hat eigentlich keine Einsamkeit, aber desto mehr Einförmigkeit Statt. ; ; ; 31.

V. Einförmigkeit in dem Leben roher Völker und einzelner Landleute. 35.

VI. Einförmigkeit der Denkungsart, eine Folge der Einförmigkeit in Beschäftigungen. Notwendigkeit derselben für gewisse Volksclassen. ; ; 38.

VII. Darstellung der Folgen einer erzwungenen Einförmigkeit der Beschäftigungen ohne Einsamkeit. = 42=

VIII. Freilich ist eine ähnliche Wendung des Geistes auch bei freier lebenden Menschen sehr gewöhnlich. = 47.

IX. Aber nicht bei Menschen von einiger natürlichen Kraft. = = 50.

X. Wirkungen der Einförmigkeit im Kloster=Leben. = = = 51.

XI. Teufeleien zu Loudun. = 57.

XII. Wirkungen der Einförmigkeit in Zucht= und Gefangenhäusern. = 62.

XIII. In Hospitälern. = = 68.

XIV. In Waisenhäusern. = = 70.

XV. In Erziehungsanstalten. = 74.

XVI. In öffentlichen Schulen. = 79.

XVII. Im Akademischen Leben auf protestantischen Universitäten. = = 83.

XVIII. Uebergang von der erzwungenen Einförmigkeit zu der selbsterwählten. ; ; ; 85.

XVIIII. Zwar wirkt das städtische Leben derseben sehr entgegen. ; 88.

XX. Doch wird sie selbst bei Geschäftsmännern durch mehrere Veranlassungen bewirkt. ; ; 92.

XXI. Fehler manches Geschäftsmannes, daß er nach Laune arbeitet und Raht dagegen. ; ; ; 95.

XXII. Einförmigkeit hemmt die einem jedem Menschen noch immer in dem Fortgange seines Lebens notwendige Aufklärung. ; ; 97.

XXIII. Was subjective und objective Aufklärung sei. ; ; ; 101.

XXIV. Wenige Menschen bringen zu Geschäften ihrer Bestimmung die ihnen nöthige objective Aufklärung,

oder erlangen davon jemals zu viel in ihren Geschäften selbst. ꞉ 106.

XXV. Nähere Darstellung, wie ein Geschäftsmann durch Einförmigkeit des Lebens die Kraft verliere
1) im Denken und Urteilen. ꞉ 108.

XXVI. Wie ein Geschäftsmann durch Einförmigkeit
2) im Handeln die Kraft verliere. 116.

XXVII. Die Einförmigkeit wird vollends schädlich bei einem Geschäftsmanne, wenn sie aus Leidenschaften, insonderheit, wenn sie aus Stolz entsteht. ꞉ • ꞉ 118.

XXVIII. Diese Leidenschaften entstehen nicht immer, aber doch sehr oft aus der Einförmigkeit. ꞉ ꞉ 126.

XXVIIII. Gesellschaftliche Zerstreuungen sind jedoch keineswegeges das einzige Mittel wider die Einförmigkeit. 129.

XXX. Einige Schilderungen zur Darstellung der Wirkungen der Einförmigkeit auf Geschäftsmänner. 132.

XXXI. Einförmigkeit kann auch bei dem größten scheinbaren Gewühle des Lebens Statt haben. ꞏ 148.

XXXII. Einförmigkeit des eigentlich höfischen Umgangs ꞏ ꞏ 150.

XXXIII. Beispiele einiger sehr thätigen, aber gar nicht höfischen Regenten. 153.

XXXIIII. Von der den Fürsten so nötigen Gabe des leichten Umgangs. 157.

XXXV. Folgen des gänzlichen Mangels dieser Gabe bei Fürsten. ꞏ 163.

XXXVI. Sichere Mittel, einen Fürsten in dem Gange des Hoflebens zu verderben, der sonst gern ein guter Geschäftsmann wäre s s 169.

XXXVII. Sind die Revolutionen zur Freiheit jedem Staat unserer Zeit so wünschenswehrt? s s 171

XXXVIII. Aber sehr wahrscheinlich werden der guten Fürsten immer mehr werden. s s s 175.

XXXVIIII. Nähere Beweise von dem bösen Einflusse der Einförmigkeit auf die Sitten des Hofes. s 184.

XXXX. Billige Einschränkung des bisher gesagten. s s s 192.

XXXXI. Ursprung aller Pedanterei in der Einförmigkeit. s s 196.

XXXXII. Allgemeiner Raht wider die Pedanterei. Warum viele Beschäftigungen mit Büchern so leicht pedantisch mache. ; 199.

XXXXIII. Ein Wort über Gelehrte Streitigkeiten. ; ; ; 207.

XXXXIIII. Das beste Verwahrungsmittel gegen die Pedanterei ist der Umgang mit denkenden Menschen. 214.

XXXXV. Bei den Alten hatte eine solche Einförmigkeit nicht Statt, und dieß war vielleicht ein Hauptgrund ihrer Vorzüge. ; 217.

II.

Ueber Manieren und Sitten,

oder:

über Höflichkeit und Lebensart.

Schon vor vielen Jahren fiel mir in den Synonymen des Girard die Auseinandersetzung der Begriffe von fünf Wörter sehr auf, die wir Deutsche gewöhnlich unter dem Einen Ausdruck höflich zusammen fassen. Er unterscheidet honnête, civil, poli, gracieux und affable, und folgendes honnêteté u. s. w., als so viele verschiedene Fähigkeiten, die den Umgang eines Menschen angenehm machen. Wir werden, wenn wir eine von diesen an jemandem rühmen, aber nicht jeden diese Wörter den Franzosen abborgen wollen, glauben, genug gesagt zu haben, wenn wir sagen, er sei höflich gewesen. Nur bei den Grossen der Welt glauben wir andrer Ausdrücke zu bedürfen, oder werden vielmehr belehrt nnd genötigt, sie anzuwenden. Da sagen wir gerne, der Fürst, der grosse Mann sei gnädig, huldreich, sei herablassend gegen uns gewesen, wenn er uns den ge-

ringsten Grad gemeiner Höflichkeit erwiesen hat. Und doch ist nicht alles, wodurch sich mancher gute Fürst, mancher Menschenfreund unter den Grossen der Welt in dem Umgange mit denen, die weit unter ihm sind, angenehm zu machen sucht, Gnade und Herablassung, und soll es auch nach ihrer Absicht nicht sein. Ich werde Gelegenheit finden, Beweise davon beizubringen.

Die französische Nation ist wirklich seit langer Zeit in der Achtsamkeit auf das, was den Umgang unter Menschen gleichen oder verschiedenen Ranges angenehm machen kann, andern Nationen vorgeeilt. Sie hat daher diese fünf Ausdrücke und noch einige mehr von verwandter Bedeutung, z. B. obligeant, prévenant, im Gebrauch, um das alles zu unterscheiden, was wir nur unter Einen ziehen. Freilich ist deren Bedeutung nicht so bestimmt, und Girard tuht mit deren Auseinandersetzung mir keinesweges Genüge. Denn die Hauptsache kömmt auf die Verhältnisse an, in welchen wir zu denen stehen, gegen welche

wir honnêtes, civils, polis, gracieux, affables oder prévenants sein wollen. Dieses Verhältnisses erwähnt er nur bei dem affable, da man doch eben sowol gracieux nur gegen solche Personen sein kann, die unter uns sind.

Zu viel in Ausdrücken unterscheiden, die Begriffe gar zu sehr zersplittern wollen, ist nicht immer gut, und schaft Undeutichkeit statt der Deutlichkeit. Die Hauptsache liegt darin: In allen einigermassen cultivirten Völkern hat die Gewohnheit gewisse Sitten eingeführt, welche sich derjenige geläufig machen muß, der in diesem Volke wenigstens nicht misfallen will. Sie dienen hauptsächlich zur ersten Einleitung und zur Beendigung des Umganges in einzelnen Vorfällen, haben aber wenig Beziehung auf den Gegenstand des Umganges und der Unterredungen, auch keine sehr feste Beziehung auf die Verhältnisse der mit einander umgehenden Pesonen. Zu wenig in denselben tuhn, macht misfällig; zu viel, nicht immer, weil nur wenig Menschen einzusehen

fähig sind, daß man in der Uebung dieser Sitten gegen sie weiter gehe, als sie es erwarten dürfen, sich nicht dadurch geschmeichelt fühlen, und willig jede übertriebene Höflichkeit für einen redenden Beweis der Achtung annehmen, die sie zu verdienen glauben.

Diese Sitten lassen sich einem jeden Menschen, der sehen und hören kann, und nur einigen Wunsch zu gefallen hat, durch Erziehung mitteilen, oder durch Nachahmung erlernen. Viel Kopf gehört nicht dazu, sondern nur Gedächtnis, nm die Ausdrücke zu erlernen, die in einem Volke gäng und gebe sind, wenn man eine Unterredung anfängt oder endigt, oder wenn man in der Unterredung andern wörtliche Beweise der Achtung geben will, die er von uns erwarten mögte. Die Geberden, die Stellung des Körpers, welche diese Ausdrücke begleiten, lehrt der Tanzmeister, oder auch die Nachahmung.

Aber man reicht mit diesen Sitten nicht aus, wenn man wahre Begierde hat, nicht bloß äusser-

lich zu gefallen, sondern einen jeden, mit dem man in Umgang geräht, wahrhaftig und innig zufrieden mit unserm Betragen zu machen. Eine jede Unterredung, die nicht ganz leer von Inhalt ist, ein jeder Vorfall, der Menschen, die keinen bösen Willen gegen einander haben, mit einander zusammen bringt, macht diesen oder jenen Umstand entstehen, in dem wir fühlen, daß, um wirklich zu gefallen, wir etwas mehr nöthig haben, als wiederholte Scharrfüsse oder die Papagayensprache der Stadt- und Landüblichen Complimente. Man lebt nicht viel mit Menschen, ohne daß Vorfälle entstünden, die unsre Ueberlegung über den Gegenstand unsrer Unterhaltung, über die Art, ihn auf eine gefallende Art zu behandeln, über unser Verhältnis zu denen Personen, mit welchen wir reden und handeln, nnd über so manchen andern kleinen Umstand auffodern, um unser Betragen so einzurichten, daß wir aus der Unterredung mit der gewiß allemal sehr angenehmen Ueberzeugung

scheiden können, Zufriedenheit, Wolwollen und Liebe erweckt zu haben.

Die Sitten, welche dahin zielen, sind es, welche Girard unter den drei Worten poli, gracieux und affable angiebt. Sie werden ebenfalls dnrch Erziehung und Nachahmung gewonnen. Geberden und Stellung des Leibes kommen ihnen zu Hülfe. Aber sie sind kein Geschäfte des Gedächtnisses, sondern der Ueberlegung und einer anhaltenden Aufmerksamkeit auf jeden in unserm Umgang entstehenden Umstand, der auf die Zufriedenheit, das Wolwollen und die Liebe derjenigen einen Einfluß haben kann, mit welchen wir zusammen treffen. Nicht die blosse eigennützige, nur auf uns zurücksehende Begierde andern zu gefallen bewirkt sie oder belohnt die Anstrengung unsers Verstandes, welche diese Sitten erfodern. Das Herz muß noch auf eine andre Art einwirken, und nur dann kann es uns der Mühe wehrt werden, uns die Fertigkeit in diesen Sitten zu erwerben, wenn es uns Freude

macht, nicht blos um unserntwillen, jeden Menschen, mit dem wir zu schaffen haben, zufrieden und vergnügt zu machen. Wenn das Herz nicht dabei einwirkt, so gewinnt man nie diese Sitten selbst, sondern nur einen Anstrich davon. Girard sagt: il faut être poli sans fadeur, gracieux sans minauderie, affable sans familiarité. Aber wo das Herz bei diesen Sitten fehlt, da wird fadeur aus der politesse, da wird das air gracieux ein Gebärdenspiel, und die Leutseligkeit nicht etwan zur Vertraulichkeit, sondern zur Geschwätzigkeit, die selbst dem, den man dadurch zu gewinnen glaubt, zur Last wird.

In jedem Volke, dessen Cultur und Aufklärung noch nicht weit gediehen ist, sind jene Sitten hinlänglich, und da kann man sich ganz an sie halten. In solchen Fällen sind sie auch bestimmter für jeden Vorfall, der in dem Umgange der Menschen entsteht. Die Ausdrücke, die Geberden, die Stellung des Leibes, mit denen man sich einander anredet und von einander scheidet, sind

zum Teil gesetzmässig, und richten sich sehr genau nach den Verhältnissen des Ranges und Standes. Cerimonien und Complimente sind der erste Schritt eines aus der Barbarei hervorgehenden Volkes. Wenn sie aber zu wichtig bleiben, wenn in dem Betragen der Menschen gegen einander zu viel durch sie bestimmt wird, und so feste, daß man nicht davon abgehen darf, dann wird der menschliche Geist zu sehr in Fesseln gehalten, und dann werden eben diese Sitten ein Haupthindernis des weitern Fortganges der Cultur und der Aufklärung. China ist das Land der Cerimonien. Dort kann ein Mensch kaum die Hand bewegen, ohne daß die Gesetze bestimmen, wie er sie bewegen solle. Aber eben dies ist (nicht zuerst nach meiner Bemerkung) eine Hauptursache, warum dies Volk in der Aufklärung fortdauernd stehen bleibt. Unter unsern rohen Vorfahren herrschte viel Cerimonie, insonderheit an Höfen. Sie nahm zwar ab in demjenigen Teil Europens, wo in dem funfzehnten und sechszehnten

Jahrhundert die Aufklärung zunahm. Da aber, wie Denina richtig anmerkt, die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Epoche des im ganzen Europa sinkenden guten Geschmacks ward, und zu gleicher Zeit die Deutschen Fürsten Nachahmer des Französischen höfischen Wesens wurden, da gieng es bei Höfen mit den Cerimonien wieder recht in die Höhe. Man kann davon den Beweis in so manchem Schriftsteller jener Zeit lesen. Ich werde hier in sonderheit an die Durchl. Zusammenkunft zu Dresden erinnern dürfen, welche ich bereits S. 179 der ersten Abhandlung angeführt habe.

Damals kamen wieder Sitten auf, welche die Demüthigung der niedern Stände gegen die höhern auf die unnatürlichste Art auszeichneten. Gnädige Herren und Damen hatten wieder die Freude, sich den Rock küssen zu lassen. Auch mit Menschen seines gleichen gieng man um und redete, noch mehr schrieb man an sie, als an Wesen höherer Art. Man sehe die vielen Briefsteller

jener Zeit. Complimente verschlangen den Inhalt aller Briefe und aller mündlichen Unterhaltung. Dies hat lange gedauert. Noch vor weniger als dreissig Jahren bestand ja noch bei uns die ganze Unterhaltung bei Gastmalen in Ausbringung der Gesundheiten nach der Ordnung von Rang und Stand. Derjenige, dem getrunken ward, mußte geschwind einen aus der Gesellschaft aussuchen, und ihn als einen solchen vorschieben, der ihm in der Ordnung vorgienge, dann aber sich so lange wehren, als er konnte, ehe er sich den Zutrunk gefallen ließ. Wann endlich die grosse Sache entschieden war, so suchten die Trinkenden einen jeden in der Gesellschaft aus, den das jezt begesundheitete Persönchen nahe oder fern angieng, tranken auch diesen zu, um ihren Dank für die dem Vater, Gemahl, Bruder u. s. f. angetahne Ehre entgegen zu nehmen, und wann dann aus diesem Lärmen eine Stille ward, so ergriffen diese alle mit dem, den es gegolten hatte, ihre Gläser, und dankten allerseits für

die ihnen wiederfahrne Ehre. Wer in diesen leeren Complimenten fehlte, oder nicht aufmerksam genug war, verlohr so gewiß das Lob eines feinen Menschen, als jezt durch wahre Ungesittetheit.

Warum haben wir, warum haben auch die höheren Stände diese Sitten, wo nicht ganz, doch grossenteils aufgegeben? Warum befinden wir uns so wohl dabei, und erfahren so viel mehr Vergnügen von unserm wechselseitigen Umgange? Blos deswegen, weil wir überhaupt aufgeklärter sind, und in unsern gesellschaftlichen Umgang mehr Kenntnisse, mehr Fähigkeit selbst zu denken und mit andern zu denken hineinbringen, als unsre Vorfahren, folglich derjenigen Behelfe weniger bedürfen, welche ihnen für Umgang und Unterhaltung galten. Wir können also jener Sitten entbehren. Sie waren nur die Lükkenfüller des menschlichen Umgangs, und werden jedem zur Last, welcher andere und bessere Ressourzen für den Umgang hat. Freilich trift

man noch in manchem etwas zahlreichen Cirkel Menschen aus jener Zeit an, die, weil sie wenig zur gesellschaftlichen Unterhaltung beitragen, und wenig Genuß davon für sich haben, jene Lükkenfüller sehr entbehren, sie gern wieder eingeführt sähen, sie zuweilen selbst als eine Ressourze herbeiholen und die Unterhaltung gewaltsam dadurch unterbrechen. Der Umgang mit solchen Leuten, die wir itzt steif nennen, wenn sie in frühern Jahren vielleicht für feine im Weltgebrauch sehr geübte Personen galten, wird, wenn sie in anderer Rücksicht unsre Achtung fodern können, dadurch unsicher, weil sie noch immer mehr Anwendung von diesen Sitten gegen sich selbst erwarten, als woran man jezt gewohnt ist. Du insonderheit, junger Mann! nimm dich bei solchen Greisen in Acht, wenn du ihrer Gunst zu deinem Glück und Fortkommen bedarfst. Sei, wenn du dich ihnen näherst, nicht zu treuherzig, nicht so gerade und offen, als dir wol bei andern Gönnern erlaubt ist zu sein. Sie werden in deinem Be-

tragen Zudringlichkeit ja wol gar Dummdreistigkeit zu sehen glauben, und aufs mindeste dir keinen deiner Wünsche erfüllen, wenn sie nicht gar denselben entgegen wirken.

Was noch von diesen Sitten übrig ist und billig behalten werden muß, das rechne ich zur blossen Höflichkeit. Sie müssen beibehalten werden, weil sie die schiklichste Einleitung zum Umgange, zumal unter Personen, die sich nicht genau kennen, und die schicklichste äusserliche Bezeichnung des Verhältnisses sind, in welchem wir mit denen zu stehen glauben, mit welchen wir in Unterredung zusammen treten. Bei den alten polizirten Völkern, bei den Römern und Griechen insonderheit, bedurfte es solcher Einleitung zum Umgang wenig oder gar nicht. Aber eben durch die spätere Einführung dieser Sitten sind wir gewiß noch auf viele Jahrhunderte verwöhnt, und werden schwerlich jemals uns derselben ganz entledigen. Indessen haben sie auch ihre gute Seite. In jeder Zusammenkunft mit

Menschen, die uns neu sind, ist es angenehm, einen Zwischenraum zu gewinnen, in welchem wir den Mann, mit welchem wir reden wollen oder müssen, ins Auge fassen und aus dem Anstande, mit welchem er seine Höflichkeitsworte vorbringt, oder die unsrigen aufnimmt, Grund zu einem vorläufigen Urteile über ihn und zur Bestimmung unsers Benehmens gegen ihn hernehmen können. Dem Blöden tuht es so sanft, lieber dies unbedeutende Etwas als gar nichts zu sagen. Der Zurükhaltende kann dabei noch ein Weilchen in seinem Hinterhalte bleiben. Das beste aber, was man von ihnen rühmen kann, ist dieses, daß man durch sie der Zudringlichkeit und voreiligen Vertraulichkeit anderer ausweichen kann. Und dieser Fall entsteht dem Mann, der mit Ueberlegung auf seine Würde hält, um so viel öfter, je mehr bei der jetzigen Veränderung unserer Sitten mancher Mensch einen Schein der Offenheit und Freimüthigkeit als seine erste Empfehlung im menschlichen Umgange an-

sieht. Auch der ehrlichste Mann muß oft in einer kalten Höflichkeit seinen Schutz suchen, um sich solcher Menschen, mit welchen sein Herz nicht zusammen stimmt, zu erwehren, wenn sie mit einer scheinbaren Zutraulichkeit sich an ihn drängen.

Aber ganz andere Sitten sind es, durch welche wir wahre Zufriedenheit, Wolwollen und Liebe bei denen zu erwecken hoffen können, mit welchen wir in Umgang gerahten, dieser mag nun von längerer oder kürzerer Dauer, oder blos zufällig sein. Wen sein Herz treibt dieses zu wünschen, der wird bei jeder Gelegenheit fühlen, daß er mit denen Sitten nicht ausreiche, die der Volksgebrauch eingeführt hat. Er wird auch in seinem Umgange mit andern fühlen, daß er für den, der in der blossen Höflichkeit die äusserste Fertigkeit hat, und ihn mit deren Aeusserungen überschüttet, noch nicht Wolwollen und Liebe gewinne, vielmehr in manchem Fall noch sehr unzufrieden mit ihm sein könne. Es ist Zeit, auf bestimmtere Ausdrücke für beiderlei Sitten zu

denken, um nicht immer zu Umschreibungen genötigt zu sein. Jene, die Sitten der Höflichkeit, mögte ich nicht einmal Sitten nennen, in so fern das, was man in genauerem Verstande Sitten, auch im Französischen moeurs nennt, doch auch den Kopf und das Herz beschäftigen muß, welche bei der blossen Höflichkeit wenig zu schaffen bekommen. Ich mögte sie blos Manieren, jede Art des Betragens aber, bei welcher Herz und Verstand einwirken, Sitten im vorzüglichen Verstande nennen. In der Taht ist diese Bestimmung des Worts: Sitten, den Deutschen so fremd nicht. Man sagt von einem blos höflichen durch Erziehung und Nachahmung zugestuzten Menschen: er hat feine Manieren. Man denkt weit mehr dabei, wenn man von einem andern sagt: er hat feine Sitten. Im Französischen nennt man das Benehmen des höflichen manieres. Gewisse façons de parler, und fertiger Gebrauch und schickliche Abwechselung in denselben gehören mit dazu, und in

diesen sind die Franzosen viel weiter gelangt, als andre Nationen. In die Menge und Mannigfaltigkeit ihrer Ausdrücke und Redensarten mischen sich viele ein, welche den feinern Sitten anzugehören und Wolwollen und lebhafte Gefühle des Herzens auszudrücken demjenigen scheinen, der sie nicht schon als phrases conventionelles der kalten Höflichkeit kennt. Im Englischen wird die blosse Höflichkeit durch good manners, good breeding ausgedrückt. Diesem Volke fehlen die dazu gehörenden façons de parler mehr, als jedem andern, und haben eine verhaßte Einförmigkeit; vielleicht eben deswegen, weil es diesem Volke weniger natürlich ist, vieles zu sagen, wobei man nichts denkt. Aber der höfliche Engländer wird sie mit der größten Regelmässigkeit und Einförmigkeit gebrauchen. Sein J hope You are well; J hope, Mistress — is well; J hope, You slept well to night, wenn man sich den Tag vorher gesehen hat, und einige dergleichen mehr folgen sich bei jeder an-

fangenden Unterredung, auch ohne Abwartung einer Antwort; und ehe fängt ein an dieselben gewöhnter Britte nicht an von etwas anderem und besserem zu reden, als er mit diesen Phrasen fertig ist.

Girard unterscheidet in jenen Ausdrücken 5 Arten des Betragens. Er hätte, wie schon gesagt, noch einen sechsten Ausdruck, obligeant und einen siebenten, prévenant, dazu fügen mögen. Denn sein homme poli, gracieux und affable ist noch nicht allerdings ein homme obligeant et prévenant. Doch ist den französischen Schriftstellern im Allgemeinen gewöhnlich, nur civilité und politesse zu unterscheiden. Für jene dürfen wir kein anderes Wort als Höflichkeit suchen. Das Wort Politesse aber hat in unserer Sptache schon das Bürgerrecht gewonnen, hat aber bei denen, die seine Kraft nicht kennen, eine seltsame Verwandlung der Bedeutung angenommen. Diesen gilt es durch eine Vermengung mit Politik nicht etwan für Weltkugheit, son-

dern für List, Schlauheit. Dafür gilt es insonderheit in Hamburg. So oft höre ich mit Verdruß (denn lächeln kann ich nicht zu solchen Misgriffen) Leute, die doch glauben gut zu reden, von andern sagen, wenn sie erzählen, daß sie von ihnen betrogen oder belogen sind: Er hatte die Politesse, das und das zu sagen oder zu tuhn; und wenn sie erzählen wollen, daß sie selbst schlau gehandelt haben: aber ich hatte die Politesse. —

Ich habe lange gezweifelt, ob der Ausdruck übersezbar sei. Aber mein Freund Ebeling giebt mir den Ausdruck, Lebensart, an, und er hat Recht. Die Gabe, in den mannigfaltigen Vorfällen des Lebens die Art des Betragens zu treffen, durch welche man gefällt und einnimmt, kann sie eine schicklichere Bennennung haben, als diese, Lebensart? Wir dürfen nur festsetzen, daß er uns Deutschen dafür allein gelten solle, dann aber zur Verhütung der Misdeutung die Weise, in welcher ein Mensch für seine na-

türlichen Bedürfnisse sorgt, und sein Leben zubringt, die auf die Sitten keine Rücksicht hat, in der Analogie mit dem Französischen Ausdruck, maniere de vivre, Art zu leben, oder Lebensweise nennen. Beide Ausdrücke haben wir auch schon, und wenden sie in diesem Verstande an. Dadurch kömmt eine Zweideutigkeit aus der Sprache heraus, die sonst so oft entsteht, wenn wir z. B. von einem Manne sagen: seine Lebensart taugt nicht, ist sehr schlecht, ist seltsam; mit einer solchen Lebensart wird es ihm schlecht ergehen; bei welchen Ausdrücken der uns hörende fragen oder errahten muß, ob wir von Sitten oder von Essen und Trinken sprechen. Auch darin ist der Sprachgebrauch bei denen, die den Unterschied zwischen Manieren und Sitten nur dunkel fühlen, schon feste genug, daß man von dem bloß Höflichen nicht gern sagt: er habe Lebensart, viel Lebensart, eine feine Lebensart.

Wer in diesen Sitten es zur Fertigkeit bringen will, muß beides Kopf und Herz haben. Doch

kömmt es gewissermassen mehr aufs Herz, als auf den Verstand an. Der Mann guten Herzens, der Menschenfreund, dem jeder Mensch in gewisser Rücksicht der Bemühung wehrt ist, sich ihm angenehm zu machen, wird bei einem mittelmässigen Verstande es besser in diesen Sitten treffen, als der feinste Kopf, wenn tiefer hinab in der Brust ihm kein lauteres Herz schlägt. Dem, der beides besizt, gelingt es gewiß damit, wenn er auf sein Betragen gehörig Acht hat, und nicht leicht bei irgend einem Vorfall des Lebens im Handeln und Reden sich glaubt vernachlässigen zu dürfen. Es ist eine grosse praktische Wahrheit: Es ist nichts leichter, als sich allgemein beliebt zu machen, wenn man nur gesunden Menschen-Verstand und ein reines Herz hat.

Aber hier kömmt ein wichtiger Umstand in Betrachtung: Um diese Sitten zu üben, muß man viel mit solchen Menschen umgehen, denen unser Betragen wirklich Vergnügen machen kann, die

es merken, daß wir nicht blos ihren Beifall gewinnen, sondern ihr Herz für uns einnehmen wollen; mit Einem Wort, daß wir mehr auf sie, als auf uns dabei sehen. Dieß aber hat eigentlich nur in dem Umgange mit Personen Statt, die sich selbst unter uns herab rechnen, und uns Vorzüge des Standes, der Einsichten, oder den so allgemein geltenden Vorzug des Reichtuhms einräumen. Der Mann, der sich seiner Vorzüge vor mir bewußt ist, wird nicht annehmen, daß ich in meinem Betragen gegen ihn mehr auf ihn, als auf mich sehe. Wenn ich die Kunst feiner Lebensart aufs sorgfältigste gegen ihn übe, so wird er es blos als eine Bemühung ihm zu gefallen, und seinen Beifall zur Beförderung meiner Absichten zu gewinnen, auslegen. Ich selbst werde bei dem Eindrucke, den seine Vorzüge auf mich machen, so handeln, als wenn ich nur um meinetwillen seine Zufriedenheit, sein Wolwollen, und, wenns möglich, Liebe, nicht als ob ich ihm selbst durch meinen Umgang Ver-

gnügen zu erwecken suchte. Dies ist vollends unvermeidlich, wenn ich mit einem Manne zu schaffen habe, der nach der Weise voriger Zeiten in unaufhörlicher Wiederholung der Wörter: Gnade, Untertähnigkeit und dgl. den Beweis zu hören erwartet, wie sehr ich mich unter ihn herabwürdige.

Man kann daher diese Sitten nicht eher zu üben anfangen, als bis man einen gewissen Standpunct in der bürgerlichen Gesellschaft erlangt hat, in welchem, wiewol ohne Stolz, man weiß, was man unter seinen Mitmenschen gelte, und also öfter, als es sonst sein kann, mit solchen Menschen zusammentrift, die etwas dabei fühlen, wenn wir sie durch unser Betragen vergnügt zu machen suchen. Darin liegt eine Hauptursache, warum diese Sitten auch bei Personen von reinem Herzen und Verstande so selten sind. Sie zu erlangen wird insonderheit dem Jüngling schweer, der seine Jugend in eingeschränkten Umständen zubringen muß, und mit wenig an-

dern Menschen, als solchen umgeht, denen er entschiedene Vorzüge vor sich einräumen muß. Wenn er dann nachher zu einem solchen Standpunct gelangt, der ihn über einen Teil seiner Mitmenschen hinausrückt, so ist es zu spät, sich in diesen Sitten eine solche Fertigkeit zu erwerben, als er nun noch wünscht. In dieser Lage habe ich meine Jugendjahre zugebracht, und könnte viel darüber aus eigner Erfahrung sagen, wenn ich nicht einen andern Ort dazu schon gewählt hätte. Wenn jemand, der mich in einiger Nähe kennt, von mir urteilen sollte, daß ich selbst in diesen Sitten, die ich viel früher beobachtet habe, als ich sie selbst üben konnte, es nicht hoch gebracht habe, so wundert es mich nicht; und hier ist mein Geständniß der Ursache davon.

Bei vielen Menschen dieser Art wirkt eben diese Versetzung aus eingeschränkten Umständen in eine solche Lage, in der sie den sie umgebenden Menschen wichtiger werden, ein falsches Urteil

über ihre Verhältnisse zu denselben und über den Standpunkt, welchen sie nunmehr in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen. Leben Sie den Grossen der Erde fortdauernd nahe, insonderheit denen, welche ihnen zu ihrem Glücke verholfen haben, so können sie sich nicht leicht von denjenigen Manieren und Ausdrücken entwöhnen, unter deren Schutze sie in frühern Jahren ihr Glück zu erwerben strebten. Daneben lernen sie schwerlich oder gar nimmer gegen andre, die wirklich unter ihnen oder ihnen gleich sind, den Wehrt gehörig behaupten, der ihnen unter denselben wirklich zukömmt. Immer bleiben sie blos höfliche, übertrieben höfliche Menschen, und wundern sich ihr Leben durch, wie es ihnen so gar nicht gelingt, Achtung bei den wolgemeinten Aeusserungen ihrer Tähtigkeit, Liebe und Wolwollen bei aller ihrer Gutmütigkeit zu erlangen. Von solchen, welche das Glück ihrer spätern Jahre verleitet, sich desselben zu überheben, und ihre Mitmenschen zu verachten, mag ich nicht

reden. Denn ich schreibe nur von solchen und für solche, welchen ihr Verstand und das Gefühl ihres Herzens die Kunst Menschen zu gewinnen wehrt und schäzbar macht; und in solche Herzen muß der Hochmuht auch bei dem glänzendsten Glückswechsel nimmer Eingang finden.

Freilich liegt vieles an diesen Sitten selbst. Ich habe so manches Beispiel junger Männer unter Augen gehabt, die bei sehr eingeschränkten Glücksumständen, aber durch die Natur begünstigt, die ihnen nicht nur Kopf und Herz, sondern auch eine gefallende Bildung gegeben hatte, sich sehr früh Liebe, ja selbst Achtung erwarben. Dadurch gewannen sie sehr bald so viel, daß man des niedrigen Standpuncts vergaß, in welchen das Glück vorjezt sie gestellt hatte, und daß man in ihren Sitten manches für wahre Lebensart oder Politesse aufnahm, was man, unter eben denselben Ausdrücken und mit den conventionellen Geberden begleitet, bei andern für blosse Aeusserungen der Höflichkeit und der schuldigen

aus dem Erkenntnis fremder Vorzüge entsprin-genden Ergebenheit annahm. Dieß geht durch das ganze spätere Leben fort. Der Mann von wahrer Lebensart, der feine Mann, welcher in diesen Herzengewinnenden Sitten Meister ist, mag stehen, auf welcher Stuffe des Glücks oder der Ehre es auch sein mag, wenn sie nur nicht gar zu niedrig ist. Durch diese Sitten allein wird er einen besondern Standpunct in der menschlichen Gesellschaft gewinnen, bei wel-chem man es ganz vergißt, auf jene ihm vom Glück angewiesene Stuffe zu sehen. Jedermann wird in seinem Betragen eben so gut, als bei den Größten der Erde, Manieren und Sitten unterscheiden, und nichts für blosse Höflichkeit nehmen, was er in dem Vorsaz das Herz an-derer zu gewinnen redet und tuht.

Merke dir dieß, guter Jüngling! der du wahre Kraft beides in deinem Verstande und in deinem Herzen fühlst. Laß dich nicht so, wie ich, in denen Jahren, wenn deine Sitten sich ausbil-

den sollen, durch zu öftere Erinnerung an deine eingeschränkten Glücks-Umstände niederschlagen. Beachte diese Sitten an Männern, die ihr Verdienst mehr, als das Glück, über dich bereits hinausgesezt hat. Mache sie dir eigen, so gut du kannst, und so gut es sich für deine Lage schickt. Du wirst bald einzelne finden, die alles Stolzes, der ihnen sonst aus dem Bewußtsein ihrer Vorzüge enstehen mögte, gegen dich vergessen. Du wirst andre finden, die deinen Umgang nicht bloß sich gefallen lassen, sondern ihn sich zu einiger Ehre rechnen. Da kannst du schon mit gutem Erfolge diese Sitten üben. Aber vor zwei Dingen hüte dich: Dränge dich an niemanden an, und sage niemanden etwas angenehmes, wenn dein Herz nicht damit einstimmt.

Freilich hat es der Jüngling weit leichter, den ein angebohrner Rang, oder der doch auch so sehr als Vorzug geltende Reichtuhm schon früh in eine solche Lage sezt, daß er bei vielen Menschen, mit welchen er zusammentrift, annehmen kann,

daß er eine gewisse Wichtigkeit in ihren Augen habe, und daß folglich sein Betragen und seine Sitten auf ihr Herz wirken. Aber eben hier ist eine gefährliche Klippe für solche junge Herzen. Sie werden oft zu früh und zu weit in die Voraussetzung geleitet, daß sie andern Menschen wichtig vorkommen müssen. Sie treffen aber oft mit Personen zusammen, die auch ihre grossen Vorzüge vor ihnen, wenn gleich Vorzüge anderer Art, haben. Sie sollten mit Höflichkeit anfangen, geben aber ihrem Betragen eine Wendung, die zu klar als eine Herablassung erscheint, und dem, der keine Herablassung von ihnen verlangt oder erwartet, anstössig wird. Durch solche Vorfälle, wenn sie oft kommen, werden sie irre in ihrem Betragen, und gewinnen nie das Natürliche, Gefallende und Einnehmende, was ihnen so leichte werden müßte, weil sie so früh und so oft es zu üben Gelegenheit haben.

Ich schreibe nicht hier für die Pädagogik. Sonst wäre hier der Ort zu zeigen, wie in diesem Umstande eine Hauptursache liege, warum es für die Grossen der Welt, insonderheit für

vornehme Frauenzimmer, so schwer mit diesen Sitten hält. Aber Eins will ich doch als eine Hauptursache anführen: Personen von hohem Range und Stande bedürfen es nicht, so ängstlich über ihr Verhältnis zu denjenigen Personen zu sein, mit denen sie sich unterhalten, wenn sie nur sich die Fähigkeit und Fertigkeit eigen machen, natürlich über eine jede Sache zu reden. Um es ohne Verlegenheit tuhn zu können, müssen sie freilich nicht ganz ohne Kenntnisse sein, und die Fähigkeit haben, eine jede Sache ohne Schwierigkeit von der rechten Seite anzusehen. Aber ohne den gesunden Verstand, welcher dazu hinreicht, wird ein Fürst so wenig, wie ein Bürger, diese Sitten erlangen. Alle die Fürsten, welche uns die Geschichte als so liebenswürdig darstellet, alle die Anekdoten, in deren Erzählung sie der Nachwelt noch immer so sehr gefallen, zeigten diese Gabe des leichten natürlichen Umganges. Haben sie diese, so haben sie es unendlich weniger, als andere Menschen, nötig, ihre Verhältnisse zu denen, mit welchen sie sich unterhalten, zu überlegen und abzumessen.

Denn überhaupt befinden sie sich doch in dem Verhältnisse des Höhern zu dem Niedrigern. Den Abstand genau abzumessen, ist für sie überflüssig. Der grössere Mann macht aber gewiß jeden geringern völlig mit sich zufrieden, wenn er so mit ihm redet, wie es die Sache mit sich bringt. Herablassung liegt nicht darin, vielweniger eine dem grossen Mann unanständige Vertraulichkeit. Aber der geringere nimmt schon das für Herablassung, daß jener mit ihm so redet, wie es die Sache mit sich bringt, kurz, daß er die menschliche Sprache dazu braucht, wozu sie gut ist. Es wird sein Herz mehr rühren, als wenn der grosse Mann die Ausdrücke ängstlich einschiebt, wodurch er ihn merken läßt, daß er mit Gnade und mit Herablassung zu ihm rede. Der grosse Mann kann sich auch deswegen die Gabe der leichten Unterhaltung mit mindrer Schwierigkeit eigen machen, weil er fast immer ohne Leidenschaft reden kann, auch nie mit der Absicht, sich wichtig zu machen, reden darf. Zwei Veran-

lassungen, die den guten Ton der Unterhaltung bei andern Personen so oft stören!

Dies hat ebenfalls noch in dem Umgange unter Personen Statt, zwischen welchen der Abstand nicht so sehr groß ist. Der Vornehmere gewinnt sicher das Herz des Geringeren in diesem Wege, ohne im übrigen sein Betragen sehr studiren zu dürfen. Aber je mehr man sich der Gleichheit nähert, oder wenn man mit Personen umgeht, die denen Vorzügen, welche auf unserer Seite entscheiden, andere Vorzüge entgegen setzen, die auch sie uns wichtig machen können, desto mehr Ueberlegung gehört dazu, durch unser Betragen sie einzunehmen.

Moncrif sagt in seiner Art de plaire, es sei eine grosse und seltene Kunst, die Kunst gut zu hören; und er hat Recht. Sie will insonderheit in dem Umgange mit Personen geübt sein, die sich uns gleich achten, oder über die wir uns wenigstens nicht hinaussetzen kön-

nen. Der Mann, mit welchem wir uns unterhalten, will nicht nur gehört sein, sondern er wird auch sehr die Art beachten, mit welcher wir ihn hören. Glaubt er uns durch seine Reden zu unterhalten, so muß er es merken, daß wir sie für Unterhaltung nehmen. Glaubt er uns zu belehren, so muß er in den Glauben gesetzt werden, daß wir seine Belehrung nicht verschmähen. Bemerkt er ein anders, so wird er zwar nur beschämt werden. Aber beschämen! wer wird das tuhn wollen, der nur einigen Anspruch auf die Kunst zu gefallen und auf Lebensart und Sitten macht? Der Beschämte ist gewiß nahe daran, erbittert zu werden; und ich rede hier von Sitten, welche die Erregung von Liebe und Wolwollen zum Zwecke haben.

Je höher der Standpunct einer Person ist, desto mehr muß sie sich vor allem dem hüten, was auf Beschämung andrer abzielt, oder sie zufällig veranlassen kann. Sie erniedriget ihre Würde dadurch, und handelt ihrem hohen Range

unanständig. Ludwig der XIV. der die Würde und den Ernst eines Regenteu so sehr zu behaupten wußte, und von dieser Seite am größten erscheint, da ihm die Gabe eines leichten Umganges wirklich fehlte, sagte fast niemals jemandem etwas hartes und beschämendes. Dieß bestättigt auch St. Simon (S. 29 des deutschen Auszuges von dessen Memoiren.) "Nie, sagt er, entfuhr es ihm, jemandem Unannehmlichkeiten zu "sagen; und wenn er etwas zu mißbilligen, "oder zu bessern hatte, welches höchstselten ge-"schah, so taht er es immer mit einem stärkern "oder schwächern Anschein von Güte, fast nie "mit Trockenheit, selten mit Unwillen." Doch ist es ihm Einmal und vielleicht nur dieß Eine Mal entfahren, etwas sehr hartes einem gewissermassen schuldlosen Manne zu sagen. Ein alter Officier befand sich in dem königlichen Vorzimmer. Der König gieng durch, und der Officier drehte sich so unglücklich, daß die Spitze seines Degens, die durch die alte Scheide nicht

wol gedeckt war, dem König das Bein leicht verwundete. Je crois, sagte er, que je suis le prémier, à qui votre epée ait fait du mal. Selbst das Gefühl des Schmerzens machte diesen bitter beschämenden Verweis des zufällig verwundeten Königs unverzeihlich.

Friedrich der Grosse, mit ganz anderm Rechte der Grosse, als Ludwig XIV., war doch in diesem Stück kleiner. Denn er beschämte, ja er erbitterte oft in seinen Reden, und mit mehrerer Ueberlegung auch schriftlich.

Aber eben deswegen ist die Gabe gut zu hören eine wichtige Gabe für alle Grosse der Welt. Allen denen, welche sich ihnen nähern, ist ihre Aufmerksamkeit auf das, was sie ihnen zu sagen haben, äusserst wichtig, und der erste Eindruck, wenn sie diese fehlen sehen, ist empfindliche Beschämung. Ein Fürst, der Liebe erwecken will, muß sich mehr Geduld im Anhören gebieten, und selbst gegen manchen Schwätzer nachsichtiger sein, als fast jeder andre. Bei einem Spatziergange auf

der Höhe zwischen Hamburg und Altona traf ich den nun verewigten Herzog von Meklenburg, bei dessen leztem Aufenthalt in Hamburg, der schönen Aussicht der Elbe geniessend an, auf welcher grosse Seeschiffe hinabsegelten. Ein Seefahrer stand neben dessen Phaeton. Der Herzog mogte dem Mann eine Frage über diese Schiffe getahn haben. Nun aber hatte dieser so vieles zu sagen und zu erklären, daß dem Herzog freilich die Zeit sehr lang werden mogte. Er kehrte sich nicht an das Abnehmen des Huts und den Abschiedsgruß des Herzogs, sondern legte die Hand an den Wagen, als wenn er ihn festhalten wollte, sprach immer fort, bis er selbst es satt haben mogte, und endigte mit der Bitte, der Herzog mögte doch auch an de leven Sienigen grüssen. So wie der Herzog fort fuhr, wandte er sich mit einem frölichen Gesicht zu uns Umstehenden. Dat is mal een Herzog, sagte er, da man noch en Wort mit snacken kann. Ich mögte dem menschenfreundlichen

Fürsten, dem ich damals noch nicht das Glück hatte bekannt zn sein, dieß erzählt haben. Er würde sich für seine Geduld, die ihm gewiß etwas kostete, sehr belohnt gefühlt haben.

Witz ist eine für den Umgang sehr wichtige Gabe. Aber sie ist in Absicht auf Lebensart und feine Sitten so bedenklich, daß ich behaupten mögte, der Mann bringe es gewiß höher in der ächten Kunst zu gefallen, der nie im Umgange Witz gegeu andre äussert, als der denselben überflüssig hat, und ihu gern zeigt. Qui fait rire, ne se fait pas estimer, sagt, ich weiß nicht mehr, welcher Französische Schriftsteller mit grossem Grunde. Der Witz muß wenigstens niemals persönlich werden, und, wenn er es wird, muß er es nur in der Veranlassung werden, einem andern etwas angenehmes und verbindliches zu sagen. Dann aber ist der vortheilhafte Eindruck davon desto grösser.

Wenigstens muß der Mann, der sich bewußt ist, daß es ihm an Wiz nicht fehle, in dem Ge-

brauch desselben äusserst behutsam sein, wenn es ihm mehr darum zu thun ist, geliebt und geachtet zu werden, als Gelegenheit zum Reden geben, und andere von sich erzählen zu machen, daß er diesen oder jenen lustigen Einfall gehabt, und selbst, daß er den treffendsten Witz angebracht habe. Schön ist es, mit dem Finger auf sich zeigen lassen, und von sich sagen hören: das ist der Mann! *) Dies Vergnügen, diesen Lohn hatte Demosthenes von einem alten Weibe zu Athen für seine Reden, durch welche er der Revolution, die Philipp von Macedonien dem ganzen Griechenland drohte, wiewol vergebens, entgegen zu wirken suchte. Von Euch, meine lieben Leser! mögten wol wenige sein, die Revolutionen zu erregen oder sie zu hindern Anlaß hätten; wenn es gleich itzt grade die Zeit der Revolutionen zu sein scheint. Aber es giebt doch auch für Euch

*) At pulchrum est digito monstrari et dicier: Hic est.

Horat.

zwei Wege, es dahin zu bringen, daß man in guter Meinung mit Fingern auf Euch zeigt. Der eine ist, wann Ihr gut, rechtschaffen, woltthätig und gemeinnützig seid; und Euch durch Sitten bekannt und beliebt macht, die mit diesen guten Empfindnngen Eures Herzens zusammenstimmen. Der andere ist, wenn Ihr Eurem Witz, wenn Ihr dessen genug habt, den Zügel schiessen laßt, und andere, nicht etwan auf Unkosten eines dritten (denn wenn Ihr so denkt, habe ich Euch nichts zu sagen,) sondern selbst auf eine unschuldige Weise lachen und von Euch reden macht. Wählt zwischen beiden, wie Ihr glaubt das eine oder das andere besser zu sein.

Höflichkeit macht dem, der blos s i e im Umgange übt, kein wahres Vergnügen. Man kann sich, auch wenn man sie mit der größten Aengstlichkeit übt, eigentlich nicht mehr Wirkung davon versprechen, als daß man nicht misfallen habe. Herzen gewinnt man nie durch blosse Höflichkeit. Ich will von der Person, der ich Wolwollen

und Liebe zuwenden soll, mehr wissen, als daß sie eine Fertigkeit in der Aeusserung dieser Volks-üblichen Manieren habe. Ich will überzeugt sein, daß es auch ihr darum zu tuhn sei, mich mit ihr znfrieden zu machen. Ich muß dieß in ihrem Betragen, in ihren Aeusserungen über die Gegenstände meiner Unterhaltung mit ihr erkennen, und sehen, daß ihr Herz auf dieselben mit einwirke. Wie sehr sind doch die Grossen dieser Welt deswegen zu beneiden, daß sie sich in ihrem Umgange mit Menschen fast immer in dem Falle befinden, dieß äussern zu können, weil sie mit wenig andern Personen, als solchen umgehen, die dieß von ihnen wünschen, und nichts von dem unbemerkt lassen, was sie in dieser guten Absicht tuhn! Wie leicht muß es ihnen eben deswegen werden, diese Sitten zu der größten Fertigkeit zu bringen!

Aber auch dem Geschäftsmann geringern Ranges sind diese Sitten leicht und vorteilhaft. Leicht fallen sie ihm, wenn ihn sein Herz dazu treibt,

und sein Verstand ihn leitet, weil er als Geschäftsmann vielen solchen Personen wichtig wird, welche sonst nach den übrigen bürgerlichen Verhältnissen, worin sie gegen ihn stehen, nicht geneigt sein mögten, ihm erhebliche Vorzüge vor sich einzuräumen. Er hat also vorzüglich oft Gelegenheit, sie zu üben. Auch das erleichtert ihm die Sache, daß er in seinen Unterhaltungen nach Gegenständen und Inhalt nicht suchen darf. Er darf nur über seine Geschäfte natürlich reden, und die Ausdrücke, welche von seiner Fähigkeit und seinem guten Herzen zeugen, werden, wenn er beide besitzt, ihm ungesucht zufliessen. Vorteilhaft werden ihm diese Sitten, weil gewiß einem jeden seine Geschäfte besser gelingen, der jede vorkommende Gelegenheit zu benutzen weiß, um sich das Wolwollen und die Liebe andrer zu erwerben. Aber desto trauriger und widerlicher ist es, einen Mann in hohem Rang oder in vielen Geschäften zu sehen, welcher diese Sitten nicht hat, und keinen Trieb sie sich eigen zu machen fühlt. Trau-

rig mag es für einen solchen Mann selbst sein. Denn der Gegenstand und die einwirkenden Werkzeuge grosser Geschäfte sind doch Menschen; und wie unangenehm und lästig müssen nicht dem die Geschäfte werden, der die Menschen überhaupt nicht liebt, und dem es nicht der Mühe wehrt ist, die Liebe und das Wolwollen derjengen Menschen, mit denen er zu schaffen hat, zu erwerben! Traurig aber ist es auch für diejenigen, welche sich einem solchen Geschäftsman nähern, aber befürchten müssen, auf seine Launen, Leidenschaften oder vorgefaßte Meinungen zu stossen, und ihre eigne Tähtigkeit und gute Absichten übel aufgenommen zu sehen. Blos dadurch muß manches Geschäfte stocken, weil diejenigen, welche in dasselbe einwirken m ü s s e n, ä n g s t l i c h nur darauf sehen werden, dem Manne, der keine Menschen liebt, und keines Menschen Liebe sich wehrt sein läßt, nicht verantwortlich zu werden. Diejenigen aber, die in dasselbe einwirken k ö n n t e n, ohne dazu ver-

pflichtet zu sein, werden lieber ferne von dem Manne bleiben, dessen Umgang, auch selbst in Geschäften, schon bedenklich ist.

Wir haben noch einen Ausdruck, Welt oder Weltgebrauch, wenn wir von Sitten eines Mannes reden, der sich in der Bekanntschaft mit der grossen Welt ausgebildet hat. Machen denn diese etwa eine dritte Classe von Sitten aus? Oder, wenn das nicht ist, gehören sie zu den Manieren, oder zu den Sitten? Zu jenen gehören sie, wenn sie blos ein Werk und Geschäfte des Verstandes sind; zu diesen, wenn das Herz mit einwirkt. Ich will mich näher erklären. Die Benennung selbst zeigt nichts mehr an, als eine Fertigkeit in der Nachahmung volksüblicher Sitten, und zwar derjenigen, die unter den bessern Volksclassen insonderheit üblich sind, die man unter der Benennung: Welt, grosse Welt versteht. Ohne ein grosses Maas des Verstandes, erwirbt sich diese niemand. Durch sie allein wird ein jeder gefallen, und ein vorteilhaftes Urteil

von sich erwecken. Aber es sind doch immer nur Manieren, Arten zu handeln und zu reden, die auf das Herz andrer nicht wirken, wenn das Herz des handelnden sich nicht darin zeigt. Wenn dies aber mitwirkt, dann werden es Sitten, wahre Lebensart oder Politesse. Dann gelingt es auch dem Mann, der Weltgebrauch hat, unendlich leichter darin, als dem, welchem dieser fehlt. Er wird auf denen Wegen, wo er den Weltgebrauch lernte, auch Welt- und Meuschenkenntniß erlangt haben, und besser als andre wissen, wie Menschen zu gewinnen sind. Er wird die feinen Manieren seines Weltgebrauchs zu benutzen wissen, um sein Betragen áusserlich noch angenehmer zu machen. Er wird seinen Worten und Handlungen eine Wendung zu geben wissen, die derjenige nicht trift, der nur immer geradezu, wenn gleich mit dem besten Herzen, handelt. Weltklugheit wird bei ihm das vollenden, was der gerade, lautere, blos auf seine guten Absichten und Menschenfreundlichkeit sich verlassende Mann nicht allerdings er-

reichen kann. Er wird sich in mancher Schwierigkeit besser zu helfen wissen, wo dieser verlegen sein mögte, wie er seinen Charakter behaupten, und nicht entweder zu schwach oder zu lebhaft handeln möge.

Indessen ist die Verbindung dieser drei den menschlichen Umgang zierenden Fertigkeiten so enge, daß die eine der andern ohn Unterlaß zu Hülfe kommen muß. Es ist leicht, in jedem Falle zu sagen: das war unhöflich; das wider den Weltgebrauch; das wider die gute Lebensart, als in dem Betragen eines Mannes, der sie alle in hohem Maasse besitzt, anzugeben, was bei ihm blosse Höflichkeit, oder Weltgebrauch oder Lebensart sei. Oft liegt in einer blossen Manier, unter den rechten Umständen angewandt, eine Herzen gewinnende Politesse.

Unter meinen Lesern werden wenige sein, die nicht ein Gemälde des grossen Königs gesehen haben, vielleicht es selbst besitzen, auf welchem er in der ihm so gewöhnlichen Stellung abgebil-

det ist, wie er, den Hut neben dem Kopfe haltend, zu jedem Menschen, der sich an ihn wandte, zu reden gewohnt war. Ich werde fragen dürfen: deutete diese Stellung auf Höflichkeit? War sie Befolgung des Weltgebrauchs? Oder sollen wir sie für Ausdruck der Lebensart oder Politesse nehmen? Man kann jedes von diesen dreien dabei denken. Man kann sagen: Es war Herzengewinnende Herablassung des grossen Königs. Wer unter uns macht sich ein Bedenken daraus, den Hut wieder aufzusetzen, wenn wir mit Menschen reden, die es wissen können, oder erkennen müssen, daß sie unter uns sind, nachdem wir ihre erste Begrüssung durch Abziehen des Huts erwiedert haben? Man kann auch sagen: Es war Weltgebrauch, mit welchem der grosse König bekannt genug war. Denn selbst in dieser Stellung verblieb doch noch immer ein Zeichen des Abstandes zwischen ihm und den mit ihm redenden, deren gewiß keiner den Hut so hoch neben dem Kopfe, als der König, sondern so

tief als möglich neben den Knieen gehalten hat. Ich aber sage kühnlich, und der Zustimmung vieler meiner Leser gewiß: Es war nichts mehr als Höflichkeit, blosse Manier, die der grosse König erwählt hatte, nicht mehr und nicht weniger, als das geschwinde Hutabziehen, mit welchem er jeden am Wege stehenden, und so auch mich zweimal, da ich ihn gesehen, begrüßte. So den Hut neben dem Kopfe haltend, hat er manchem Menschen gewiß viel Verbindliches, aber auch andern viel Unangenehmes gesagt, nachdem es die Umstände und auch wol zuweilen seine Laune ihm angaben. Daneben war es aber auch die beste Stellung, die er wählen konnte, um langweilige Schwätzer von sich abzuhalten, da er es Einmal zur Regel gemacht hatte, einen jeden wenigstens eine Weile anzuhören, der sich an ihn drängte. Mit bedecktem Haupte stehend, mögte er an viele gerathen sein, die nun gedacht hätten: der König hat nun so viel Zeit zu hören, als ich, zu reden. Aber da er den Hut so nahe

neben dem Kopfe hielte; so war dies so viel, als wenn er deutlich gesagt hätte: Ich mögte ihn gerne bald wieder aufsetzen; und da ihr nun einmal wißt, daß ich das nicht thue, so lange ich mit euch spreche, so macht des Sprechens bald ein Ende. Wer denn dies nicht verstand, dem sagte er bald das lezte Wort, nach welchem er seinen Hut wieder aufsetzen und von ihm scheiden konnte.

Ludwig XIV. hatte diese Manier der Höflichkeit noch viel mehr studirt, als Friedrich, und nach dem Geschlecht und dem Range derer Personen, die ihm vorkamen, abgemessen. St. Simon giebt (S. 29 des deutschen Auszugs) die Stuffen sehr pünctlich an, welche er im Abnehmen und Halten des Huts, auch in den Manieren der Begrüssung beobachtete. Auf eben der Seite heißt es: Nie hat es einen Mann gegeben, der von Natur so höflich und zwar von einer so abgemessenen stuffenweisen Höflichkeit war. Ganz recht! denn für mehr

als Höflichkeit kann es nicht gelten; wiewol ich nicht weiß, ob das Original nicht vielleicht es politesse nennt.

Oft bleibt die aufs weiteste getriebene durch einigen Weltgebrauch erlernte Höflichkeit fern von guter Lebensart, oder wird wol gar zur Impolitesse. Es giebt Menschen, die von Manier zu Manier, von einem Complirent zum andern übergehen, und es doch immer so schlecht treffen, wie jener Posthalter, bei dem sein Landesherr unerwartet abtrat, und ihn im Schlafrock antraf. Der Posthalter taht sehr beschämt darüber, sich von seinem Landesherrn in dieser Kleidung überrascht zu sehen. Der Fürst mogte sagen, was er wollte, so entfernte er sich, und erschien nach einiger Weile wieder — — in einem seidenen Schlafrock. Es sind wirklich viele Menschen, die sich recht sehr bestreben, so höflich zu sein, als möglich. Aber sie wechseln in ihren Höflichkeitsbezeugungen, wie der Posthalter mit seinen Schlafröcken, ab, nnd treffen es so selten

recht, handeln so selten den Verhältnissen gemäß, in welchen sie sich befinden. König Georg I. hatte einem durch Erbschaft reich gewordenen Apotheker den Titel eines Handöverischen Residenten in einer Deutschen Reichsstadt auf dessen untertähnigstes Ansuchen erteilt. Dieser machte sich auf den Weg nach Hanover, um sich für die hohe Gnade demühtigst zu bedanken. Nun ward er dem Könige in dem Garten zu Herrenhausen vorgestellt, der wegen der heissen Luft den Hut in der Hand hielt. Der neue Resident verschluckte sein schon angefangenes Compliment, um Se. Majestät unterthänigst zu bitten, sich doch vorher zu bedecken. Der König sagte ihm lächelnd, er mögte es doch nur gut sein lassen. Aber dieser bat bis zum Ungestüm ebendasselbe, erklärte auch, daß es ihm unmöglich fiele zu reden, so lange er Se. Mojestät mit unbedecktem Haupte sähe. Wollte denn der König seines Herrn Residenten Compliment haben, so mußte er vorher seinen Willen tuhn.

Und eben mit dieser Bitte sich zu bedecken, wird es unter Leuten, die von einander nur wenig abstehen, so oft versehen. Was ist unbedeutender in unsern Manieren, als die Begrüssung mit Abnehmung des Huts? Aber, wenn ein Mann, der sich mir einigermassen gleich achten kann, mir, ohne vorgängige Bekanntschaft, diese kleine Höflichkeit erweiset, da muß sie mir wichtig werden. Sie ist ein Beweis seiner für mich zunehmenden Achtung, und seiner auf mich gerichteten Aufmerksamkeit. Ich bin ihm den Beweis schuldig, daß ich mir diese Achtung und Aufmerksamkeit angenehm sein lasse. Diese gebe ich ihm noch nicht, wenn ich sein Compliment jedesmal erwiedere, und mit mehreren Scharrfüssen begleite. Will ich den Mann mit mir zufrieden machen, so muß ich ihn bemerken, wo er mir begegnet, ihm zuvorzukommen suchen, und ihm zeigen, daß auch er meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Noch besser aber, wenn ich die erste sich mir darbietende Gelegenheit ergreife, um mit diesem

Mann zu einer, wenn gleich noch so gleichgültigen, Unterredung zu gelangen, und an das bisherige Hut-Commerz eine persönliche Bekanntschaft zu knüpfen. Dann wird auch das gleichgültigste, was ich sagen mag, dem Mann angenehmer, als ein Schwall von Complimenten, sein. Denn es ist Sitte, Lebensart, und nicht mehr leere Höflichkeit.

Sarpedon hat eine grosse Gesellschaft bei sich. Ein wolgekleideter Mann kömmt, mit ihm zu reden. Ein Bedienter des Hauses hält ihn für eingeladen, und führt ihn in den Saal, wo die Gesellschaft versammelt und ins Spiel tief verwickelt ist. Die Angelegenheit ist kurz, und in einem Winkel des Saales bald abgesprochen. Der Fremde empfielt sich. Sarpedon begleitet ihn mit vielen Scharrfüssen bis fast zum Zimmer hinaus. Doch jezt glaubt er ein Ehrenwort ihm sagen zu müssen, daß er den Abend bei ihm zubringen möge. Der Fremde hat Weltgebrauch genug, um es nicht sogleich anzunehmen. Ich

fürchte, sagt er, beschwerlich zu fallen; und dann — — dann habe ich doch auch noch ein Geschäfte zu Hause verlassen. Sarpedon merkt wol, daß eine wiederholte Bitte ganz willkommmen sein werde. Aber er weicht aus, in Furcht vor der Verlegenheit, wenn der Mann nicht spielt, ihm Unterhaltung, oder, wenn er spielt, ihm noch eine Partie zu verschaffen. Das ist mir ja recht leid, sagt er, daß wir der Ehre, Sie zu sehen, dießmal nicht länger geniessen sollen. Wenn Sie ein andermal mich besuchen, da will ich bitten, sich vorher so ganz von Geschäften frei zu machen, daß ich ja nicht wieder eine so unangenehme Fehlbitte tuhe. Nun begleitet er ihn wit unzählbaren Scharrfüssen und unter einem Schwall von Complimenten bis an die unterste Stuffe seiner Haustreppe, so sehr auch der Fremde ihn bittet, sich doch nicht so lange von der Gesellschaft zu entfernen. Drei Scharrfüsse folgen noch auf die Gasse nach; auch Handküsse werden dem Fremden nachgeworfen, der nun freilich nicht anders

sagen kann, als Sarpedon sei sehr höflich gegen ihn gewesen.

Eben dieß begegnet Arist mit einem jungen Manne von guter Erziehung und Anlage, der die ihm noch fehlende Ausbildung durch eine eben angefangene Reise zu erlangen sucht, aber doch zu sehr fühlt, daß er nicht wol in einer Gesellschaft bleiben könne, zu der er nicht eingeladen war. Arist tuht ihm eine freundschaftliche Gewalt an, ehe er einwilligt zu bleiben. Aber der junge Mann ist verlegen. Denn er kennt niemanden in der Gesellschaft, und ihn kennt niemand. Schon ist das Spiel angeordnet; Arist aber wehrt ab, daß man sich noch nicht setze, um eine Viertelstunde zu gewinnen, in der er den jungen Mann einem jeden bekannt macht, und mit einzelnen in kurze Unterredung bringt. Nach einiger Ueberlegung gelingt es ihm, ihn zu einem Spiel zu bringen, das er mässig zu verstehen versichert, und wobei er nicht Gefahr läuft, viel zu verlieren. Da man sich zu Tische setzt, hat

sich Arist sehr wol gemerkt, welche Personen die meiste und gefälligste Aufmerksamkeit auf den jungen Mann gewandt haben. Diese giebt er ihm zu seinen nächsten Nachbarn, setzt aber sich selbst ihm so nahe, daß er ihn immer beachten, und, wenn die Unterhaltung stocken will, etwas in dieselbe hineinbringen kann, woran der junge Mann nach denen Kenntnissen, die er bei ihm wahrnimmt, und nach seiner bisherigen Lage und Aufenthalt Anteil nehmen kann. Nicht wahr? Arist ist doch auch sehr höflich?

Der ganze Inhalt dieser kleinen Abhandlung hat mich zu oft an einen Mann erinnert, den Hamburg Jahre durch als ein Muster dieser feinen, liebenswürdigen, Herzengewinnenden Sitten kannte, als daß ich mir verbieten könnte, sein Andenken zu erneuern. Ich tuhe dies mit so viel mehrerem Muhte, je weniger man Schmeichelei in dem Lobe eines bereits vor dreissig Jahren erblos aus der Welt gegangenen Mannes annehmen wird, und auf je mehr Zeugen ich doch noch

jezt rechnen kann, die noch immer die Wahrheit der Schilderung bestättigen können, welche ich von ihm machen werde. Auch findet sein Name sich so oft in den Gedichten seines Freundes Hagedorn. Genug also zur Verewigung dieses Mannes, und mehr als ich dazu beitragen werde! aber nicht genug, um zu wissen: wodurch der Mann selbst eigentlich groß, oder besser, warum er so sehr geliebt war.

Dieser Mann war Peter Carpser, Wundarzt, und, weil er nichts mehr sein wollte, und gewisser Ursachen halber dies auch bleiben muste, Barbieramtsmeister in Hamburg. Beides war sein Vater gewesen und er hatte sich daher früh für die Wundarzenei bestimmt, für welche die hohe Schule damals in Frankreich fast allein zu suchen war. Ob er die feinen Sitten, welche ihn so sehr empfehlen, schon dorthin mitgenommen, oder ob er sie da erst erworben oder wenigstens ausgebildet habe, weiß ich nicht. Denn ich habe ihn in seinem mittlern Alter zuerst gesehen, da ich noch ein Kind war.

Aber diejenigen französischen Sitten waren es nicht, welche durch Nachahmung anzunehmen so mancher Geck damals mehr als jezt nach Frankreich reisete, und dieß zum ersten ja einzigen Zweck seiner Reise machte. Doch würde ihm blosse Nachahmung nicht den Verstand, nicht das Herz, nicht den vortreflich gebildeten Körper, nicht die redenden Gesichtszüge gegeben haben, welche seinen Geist in der glücklichsten Physionomie darstellten.

Sein erster Eintritt in die Gesellschaft, seine erste Einleitung einer jeden Unterredung, kurz das, was die Franzosen Abord nennen, war unnachahmlich schön, die empfehlendste Mischung von Würde und Bescheidenheit. Sehr gewiß befindet sich noch in einer gewissen adelichen Familie ein Gemälde, ein Familien Stück, auf welchem Carpser in dieser schönen Stellung, wie er als der vorzüglichste Hausfreund zu dieser Familie ins Zimmer tritt, abgebildet ist.

Sein Verstand half ihn die Kunst, durch die er tausenden nüzlich ward, in einer Vollkommen-

heit lernen, und ausüben, welche man damals bei wenigen Wundärzten Deutschlandes kannte. Es war vielleicht kein Tag in der zweiten Hälfte seines Lebens, an welchem nicht wenigstens einzelne weit hergereiste Fremde sich in Hamburg befunden hätten, die seine Hülfe suchten. Er foderte nie Lohn für solche Dienste, ward von manchen schlecht belohnt, von den meisten aber desto reichlicher, deren dann keiner von ihm schied, ohne sein warmer Freund geworden zu sein. Dadurch mehrten sich seine freundschaftlichen Verbindungen in und ausser Hamburg so sehr, daß man mit Carpsers Empfehlung, in deren Ertheilung er jedoch sehr gewissenhaft und behutsam war, sehr weit gelangen konnte. Er selbst hätte jeden Schritt zu höherem Range und Glücke, welchen er nur wünschte, thun können. Zwar hatte er nicht förmlich studiert. Aber seine Belesenheit war, auch ausser dem Fache der Arzeneikunde, äusserst ausgebreitet. Sein Ausdruk war denen mancherlei Sachen vollkommen angemessen, von welchen er redete. Sein Wiz

war äusserst gefallend und von der sanftesten Art. Der kleinste und leichteste Schritt für ihn wäre der zu der Doctorwürde in der Arzneykunst gewesen. Aber er behielt sein angeerbtes Barbieramt bei, weil damals mehr, als jezt, jeder Wundarzt in Hamburg ein solches haben mußte, falls er nicht Doctor war, wenn er seine Kuust ohne Störung ausüben wollte. Er verließ also diesen vom Glük ihn angewiesenen Standpunkt in der bürgerlichen Gesellschaft niemals. Nur so viel that er, daß er selbst in einem besondern mässigen Hause wohnte, und seiner Mutter, so lange diese lebte, nach deren Tode aber anderen Leuten die Barbier-Stube und deren Vortheile überließ. Aber in einen desto höhern Standpunct sezte er sich selbst in der feinen Welt durch seine Sitten.

Nie war ein Mann in allen guten Gesellschaften allerlei Standes in Hamburg so sehr gesucht, als er; aber, was weit mehr als dieses war, ist, daß er jedermann zu seiner Gastfreundschaft sich drängen sah, welcher er Einen Mittag und für

kleinere Gesellschaft einen zweiten in jeder Woche widmete. In diesem frölichen durch einen grossen Teil Deutschlands damals bekannten Cirkel trafen Fremde und Einheimische und Männer hohen Standes und Ranges mit solchen zusammen, deren Nahmen gar kein Titel, wol aber bekanntes oder bald in diesem Zirkel geäussertes Verdienst des hellen Verstandes, der Gelehrsamkeit, des Witzes, der Welt- und Menschenkenntnis, oder der guten Denkungsart empfahl.

Den Grossen der Welt ist es leicht, gute oder durch irgend ein Talent sich empfehlende Menschen ohne Rücksicht auf Rang und Stand bei sich zu versammlen. Der Geringere rechnet es sich zur Ehre, und der Vornehmere muß es sich gefallen lassen, weil der grosse Mann es so will. Aber hier mußten sie selbst sich bei einem Manne zusammen finden, der keinen Rang hatte, noch irgend einen haben wollte. Und doch gieng es damals in Deutschland viel weiter mit dem Adel- und Rangstolz, selbst unter Männern, als wir dies Uebel jezt noch kennen.

Ich erinnre mich manches Mannes, der doch schon selbst etwas zu bedeuten glaubte, der aber ein rechtes Gewicht auf die Worte legte und lauter sprach: Ich habe bey Carpsern gegessen; bei Carpsern habe ich dies oder jenes gehört, diesen oder jenen gesehen.

So sehr er Meister von der Auswahl seines Umgangs war, so war er doch keinesweges beleidigend ekel in derselben. Keiner Verbindung der Verwandschaft, Freundschaft oder auch nur der Bekanntschaft entzog er sich, wenn er Einmal sie als für ihn geltend angesehen und anerkannt hatte. Als Knabe lernte ich ihn in einer Familie und in einem Umgange kennen, in welchem sein Geist nicht viele Nahrung finden konnte. Aber er war auch in diesem so heiter, wie sonst überall. Das war Hagedorns Tugend nicht. Denn dieser, selbst wenn er mündlich gebeten ward, ließ sich die Nahmen aller Miteingeladenen vorsagen. War dann Einer darunter, der nicht seinen Beifall hatte, so erklärte er sich, ohne eine andre Ausflucht zu suchen, für bereits versagt.

In der Woltähtigkeit kannte er keine andre Grenzen, als die der billigen Ueberlegung. Er selbst war scheu, seine Freunde zur Woltähtigkeit aufzufodern. Aber jedermann wußte, daß er nicht leicht abschlug, wenn man ihn dazu auffoderte, und dann diente Carpsers Beispiel und Vorgang zur besten Empfehlung wolgemeinter Versuche, Nohtleidenden zu helfen.

Er war nur kurze Zeit verheirathet gewesen. Seinen einzigen Sohn, dem er in ähnlichen Wege erzogen und zulezt selbst schon zu seiner Kunst angeleitet hatte, daß er ihn wenigstens zum Teil ersezt haben mögte, verlor er zu Leipzig. Er selbst überlebte ihn nicht lange, und starb, als ich noch nicht das Alter erreicht hatte, auch noch nicht in die Lage gesezt war, in welcher aus dem Wolwollen, das er mir jederzeit bewies, eigentlicher Umgang und Freundschaft hätte werden können. Aber nie habe ich einen Mann so sehr beachtet, und mir gewünscht, in der bürgerlichen Gesellschaft lieber den Wehrt zu erlangen, den diesem Manne seine Sitten gaben, als auf der höchsten

für mich erreichbaren Stufe der Ehren und der Würden zu stehen.

Wir haben eine Strasse in Hamburg, welche den Nahmen, Königsstrasse, durch den Vorfall erlangt und behalten hat, da weiland König Adolph Friedrich in Schweden, als erwählter Thronfolger, (auch dieser war, wie viele andre Fürsten, Carpsers grosser Freund) eine kurze Zeit in derselben wohnte, und unter grossem Zudrange des Volks öffentlich Tafel hielt. Das Gäßchen, worin dieser geliebte und geehrte Mann wohnte, in dessen Hause es so helle war, hatte die Benennung der düstern Strasse. Aber bei seinem Leben und noch lange nach seinem Tode nannte man es die Carpsers-Srasse. Dieß Denkmal, welches niemandem etwas kostete, hätte ich so gern für den Nahmen des guten lieben Mannes erhalten gesehen. Bei einer gewissen öffentlichen Veranlassung strebte ich sehr dafür, aber es ist mir nicht gelungen. Und nun habe ich mit Leidwesen, bei der so nützlichen Bezeichnung der Gassen unsrer Stadt, die Benennung, düstere Stras-

se, an deren Ecken anheften sehen. Wie schön wäre es nicht gewesen, wenn im künftigen Jahrhundert der Grosvater seinem Enkel auf die Frage: Woher heißt das die Carpser-Strasse? hätte sagen können: In dieser Strasse wohnte vor vielen, vielen Jahren ein Mann dieses Namens. Er war ein Wundarzt, und so bekannt hier in der Stadt, auch auswärts berühmt, aber auch ein so guter lieber Mann, daß man sich gewöhnte, die Strasse nach ihm zu nennen; und dabei ist es geblieben.

Ich kann hier noch nicht endigen, ohne eines andern Mannens zu erwähnen, den ich jedoch nur in der Ferne und zufällig gekannt habe, eines Zeitgenossen von Carpser, der mehr als Eine von dessen guten Seiten, wie wol nicht ganz dessen gemeinnützige Tähtigkeit hatte. Er hieß Hökel und war ein geborner Hamburger aus einer Familie vom Mittelstande. Er war, in Schwedischen und Braunschweigischen Kriegsdiensten bis zum Capitain gestiegen. Ein reicher Hamburgischer Kaufmann wählte ihn zum Führer seines

Sohns auf Reisen, und wollte ihm viele Addreß-briefe teils mitgeben, teils nachsenden. Aber er nahm keine an, als die kaufmännischen und Creditbriefe. Wo nun dieser Mentor mit seinem Telemach hinkam, da war es ihm genug zu erfragen, in welchen Häusern man auf einem guten Fuß lebte. Da meldete er sich an, und brauchte auch wol, wenn es nicht anders gehen wollte, die Nohtlüge, daß er sich für schon bekannt ausgab, und irgend eine Zeit oder einen Ort angab, wo er versicherte, Bekanntschaft mit diesem oder jenem Angehörigen des Hauses gemacht zu haben. Mit diesem Kunstgrif, den so mancher lastige Aventürier so gerne, aber nicht immer mit der gehoften Wirkung gebraucht, gelang es ihm immer. Entweder man glaubte es, oder, wenn man es nicht glaubte, so nahm man es für gut an: denn man durfte den feinen angenehmen Mann nicht lange sehen und sprechen, um seinen Umgang wünschenswehrt zu finden. Nach der Zeit heirahtete er eine reiche bürgerliche Witwe zu Frankfurt am Main, mit welcher er sich beständig sehr gut betrug, und ließ sich nun

baronisiren. Als er diesen Standpunct gewonnen hatte, besuchte er Einen Deutschen Hof um den andern. An jedem Hofe, wo er erschien, war er nicht nur willkommen, sondern ward sehr bald der Günstling des Fürsten, schlug aber alle Anerbietungen aus, die ihm diese machten, blieb unabhängig, und verließ jeden Hof, ehe man seiner dort zu sehr gewohnt ward. Der Fürst, mit welchem er seine spätern Jahre größtenteils zubrachte, war Wilhelm VIII. Landgraf von Hessen-Cassel. Von diesem nahm er den Character eines Obersten an, verbat aber allen Gehalt. Mit diesem Fürsten war schweer umzugehen, und es fehlte nicht an Vorfällen, in welchen er auch gegen Hökeln verstieß. Dieser aber durfte nur von Entfernung sprechen, so lenkte der alte Fürst bald wieder ein, um den ihm so liebgewordenen Mann nicht zu verlieren. Wann der Landgraf gar zu mürrisch ward, bat man ihn von Frankfurt zu kommen, und allemal heiterte der Fürst sich auf, wenn Hökel erschien.

III.

Gespräche über den gesunden Menschenverstand und dessen praktischen Gebrauch.

Erstes Gespräch.

Der Graf zu seinem Sohne.

Du weißt, mein Sohn! daß du mich in diesen Tagen wirst verlassen müssen. Meine Leitung hört nun auf, kann wenigstens dir in der Ferne nicht viel mehr helfen. Ich werde dich andern Führern überlassen. Doch wirst du vorzüglich selbst dich leiten müssen. Ich hoffe, du werdest dazu im Stande sein. Denn dazu hast du gesunden Menschenverstand genug.

Sohn. Gesunden Menschenverstand? Ist denn nicht der Verstand aller Menschen gesund? oder gibt es andere Menschen, die am Verstande krank sind, als die verrükten Menschen, dergleichen wir neulich in dem Tollhause der Stadt

so viele antrafen. Ach, ich kann es nimmer vergessen! Ich wünsche noch, Sie hätten mich gar nicht dahin geführt.

Vater. Ich vermutete diese Frage von dir. Zu dem Tollhause habe ich dich mit Absicht geführt, daß du doch Einmal sähest, wie elend ein Mensch auf den ersten Anblik erscheine, der seines Verstandes nicht mächtig ist.

Aber, mein Sohn! solche Menschen, mit denen es so weit gekommen ist, bringen niemandem weiter Gefahr oder Verdruß. Sie können höchstens dir eine traurige Stunde machen, wenn sie dir aufstossen, und werden nur dein Mitleid erregen. Aber es gibt der am Verstande kranken Menschen unzählige, die niemals ins Tollhaus kommen, und von welchen du weit mehr Böses erfahren wirst.

S. Aber, Vater! wie kömmt es denn, daß ich deren noch keine gesehen habe. Ich bin doch schon seit Weihnacht funfzehn Jahre alt.

V. Eben das war meine vornehmste Sorge bei der Eingezogenheit, in welcher du bisher bei mir gelebt hast, daß ich, um deinen Verstand recht gesund zu erhalten, so viel als möglich solche Menschen von dir zurük hielt, deren Verstand ich für krank erkannte. Denn das Uebel stekt an.

S. Aber Vater! da ist doch so mancher Mensch auf unserm Hofe, bei welchem ich oft gedacht habe, daß sein Verstand nicht wäre, wie Ihr Verstand. z. E. der Scheunvogt Matthes; oder auch nur, wie mein Verstand, wie der des Stalljungen Peter, der mit mir aufgewachsen ist.

V. Matthes und Peters Verstand sind eben so gesund, wie der deinige.

S. Wie wäre das möglich! Sie sind ja so dumm. Von allen dem, was ich gelernt habe, wissen sie nichts. Denken Sie doch nur! Als Sie neulich die Gewitterstange auf die grosse Scheune sezzen liessen, da sagte der Matthes: das tuht der gnädige Herr ja wol, damit der Donnerkeil sich auf der Spitze fangen soll. Und Peter glaubt

in vollem Ernste, daß es gewaltig zische, wenn die Sonne im Meer untergeht, weil es ihm sein Vetter gesagt hat, der nach Ostindien gewesen ist.

V. Der Mensch kann noch immer einen gesunden Verstand haben, der dies oder jenes glaubt, weil Leute es ihm gesagt haben, von denen er annimmt, daß sie es besser wissen, als er. Aber, was Matthes und Peter richtig gehört und bemerkt haben, das wissen sie alles eben so gut anzuwenden, als unser einer. Sagte mir doch Matthes schon um Johannis: Herr, wir müssen Holz und Bretter kaufen, um einen Schuppen zu bauen. Denn wir werden gewiß hundert Fuder Korn mehr bekommen, als die Scheune fassen kann. Du hast gesehen, wie genau er Recht hatte. Und das weist du auch, wie gut alle die Pferde sich halten, die Peter zu warten hat, nachdem ich ihn in dem fürstlichem Stall habe lernen lassen.

S. Das ist freilich wahr. Aber kann man schon einen gesunden Verstand haben, wenn man nur Ein Ding recht gut versteht?

V. Ja wol! und wer einen nicht gesunden Menschenverstand hat, kann tausend Dinge wissen, und versteht und braucht doch nicht Eins recht.

S. Das werden denn solche Leute sein, wie der Magister im Tollhause, der so viel zu wissen schien. Denn er sprach ja wol in zehn Sprachen durch einander. Sie selbst sagten mir auch, daß er sich überstudiert hätte. Aber giebt es denn solcher Menschen so viele?

V. Nicht allerdings viele von dieser Art. Aber du wirst unter Leuten, die vieles erfahren und gelernt haben, und die davon vieles zu schwatzen wissen, Menschen finden, denen dennoch ihr Verstand nichts mehr nüzet, als dem tollen Magister der seinige. Was sie gelernt haben, das wissen sie alles, und sprechen es auch bei Gelegenheit nach. Aber was sie erfahren haben, das wissen sie nicht anzuwenden, und wenn es dann zum Handeln kömmt, da merkt man die Krankheit ihres Verstandes.

S. Die fühlen sie denn ja wol selbst, und thun gar nichts.

V. Wollte Gott! sie fühlten sie. Aber das ist das schlimmste, daß solche Menschen immer glauben, mehr als audere thun zu können, mehr tuhn wollen, als man von ihnen verlangt, und nicht leiden können, daß andere etwas tuhn, was sie selbst tuhn zu kőnen glauben.

S. Solche Menschen müssen sich ja selbst gar nicht kennen.

V. Wie könnten sie das? Höre mein Sohn bei dieser Gelegenheit: Selbstkenntnis ist die erste Frucht und die beste Uebung des gesunden Verstandes. Das, was man an sich wahrnimmt, beachten, richtig beurteilen, was darin gut oder mangelhaft sei, das Maas seiner Kräfte gehörig schäzzen, nicht mehr sich zutrauen, als was man leisten kann, oder den Entschluß fassen, eben deswegen mehr zu lernen, und seine Kräfte zu mehren, um nehr leisten zu können; das alles sind Dinge, die nicht von aussen

her in deinen Kopf kommen konnten. Ich habe dich darauf zwar zu leiten gesucht, aber dir bisher nie gesagt, was du durch Kenntnis deiner selbst finden würdest, wie es mir nun scheint, daß du es so ziemlich gefunden habest, und es künftig auch mehr und mehr finden werdest. Denn, mein Sohn! merke dir auch das: du wirst nicht immer derselbe bleiben, und, willst du deinen Verstand gesund erhalten, so must du nimmer glauben, mit der Kenntnis deiner selbst zu Ende gekommen zu sein.

S. Nein, Vater! wahrhaftig, das will ich nimmermehr.

V. So wirst du auch sehen, daß Selbstkenntnis nicht von Leuten zu erwarten ist, deren Verstand zu krank für alle richtige Anwendung desselben ist.

S. Das sehe ich freilich ein. Aber nun glaube ich auch einzusehen, daß solche Menschen nicht wol ein gutes Herz haben können.

V. Freilich kein eigentlich gutes Herz (denn das kann der Mensch nicht haben, der sich nicht selbst kennt) aber darum doch auch nicht immer ein vorsäzlich böses Herz. Die Schwäche ihres Verstandes, ihre Leidenschaft, ihr Mangel an Selbstkenntnis und daraus entstehender falscher Ehrgeiz treiben sie sehr oft in den verkehrten Weg. Dem Guten, das andre tuhn wollen, streben sie oft blos deswegen entgegen, weil sie keinen Anteil daran haben.

S. Das kann doch kein Mensch tuhn, wenn er nicht ein wirklich böses Herz hat.

V. Freilich kann das Herz desjenigen nicht gut bleiben, der oft so handelt, es sei nun aus Unverstand oder aus Ehrsuch. Diese Menschen, mein Sohn! hast du am meisten zu fürchten, wenn du in deinem künftigen Leben so weit kömmst, daß du gutes bewirken willst. Eben solche waren es, die mir mein Leben in der grossen Welt verleideten, die mich hinderten, alles das Gute zu bewirken, das ich gerne bewirken

wollte, nnd mich in die Einsamkeit zurük genötigt haben, in der du mich von deiner Jugend an gekannt hast. Sie wurden mir insonderheit durch ihre Vereinigung mit andern gefährlich, die, ohne krank und schwach am Verstande zu sein, mit Vorsaz und aus wirklich bösem Herzen das Gute zu hindern suchten, da sie sich zu deren Absichten misbrauchen liessen.

S. Sie machen mir wahrhaftig Angst, lieber Vater! Wie soll, wie werde ich mit und unter solchen Menschen fortkommen, da Sie es nicht haben tuhn können? Lassen Sie doch immer mich bei ihnen bleiben, wenigstens so lange, bis ich noch etwas klüger werde. Helfen Sie mir lieber, daß ich diese Menschen vorher etwa aus der Ferne kennen lerne, ehe ich mich so mitten unter sie wage.

V. Nicht so, mein Sohn, es ist besser, daß du sie schon jezt in einiger Nähe kennen lernst, ehe deine ganze Tähtigkeit unter ihnen ihren Anfang nimmt, oder nehmen kann. Eben darin versa-

hen es meine Eltern, daß sie mich zu lange bei sich behielten. Ich wuchs auf in dem Bewußtsein meines fähigen gesunden Verstandes, aber ohne weitere Selbst- Welt- und Menschenkenntnis. Ich hatte Eigenliebe, viel Adelstolz und andere Vorurteile, die allererst zu spät den Ueberlegungen des gesunden Verstandes wichen. Ich trat in die Welt mit dem vollen Gefühl der Kraft zu nüzlicher Tähtigkeit, kam früh in die Gelegenheit dazu, und behandelte die Menschen, mit denen ich zu schaffen hatte, nicht mit derjenigen Klugheit, die ich dich noch einmal zu lehren hoffe, wenn du nicht, wie ich dir auch dies lieber zutrauen will, sie von selbst durch Uebung lernst.

S. Also giebt es auch Menschen, die zwar einen gesunden Verstand, aber doch ein böses Herz haben? Wie ist das möglich?

V. Man kann freilich den Verstand des Menschen nicht krank nennen, der die Dinge, in denen er sich beschäftigt, richtig beurteilt, wenn

er gleich nicht einen guten Gebrauch davon macht, und andern zum Schaden, sich selbst zum vermeinten Vorteil arbeitet. Ich und du, wir sind überzeugt, daß wir alles Gute zum Besten anderer tuhn müssen, wozu wir uns fähig finden, und wann wir davon nachher lebhafte Freude haben, so fühlen wir vollends, daß wir nichts getahn haben, als was unser gesundər Verstand uns selbst riet zu tuhn, um glücklich zu sein. Wenn ich oder wenn du künftig Schwierigkeiten dabei findest, und wir alle Kräfte unsers Verstandes aufgeboten, alle mögliche Klugheit angewandt haben, und dann unsere gute Absicht uns gelungen ist, so ist auch das herrliche Freude für uns, unsern Verstand so wol angewandt zu haben. Aber denke dir einen Menschen, der eben so viel, ja mehr Fähigkeit hat, als wir, um eine gute Sache und deren Zusammenhang, oder die Beziehung — (Ich hoffe, du verstehst dies Wort.)

S. Ziemlich gut, Vater!

V. Die Beziehung, sage ich, einzusehen, die sie auf ihn oder auf andre hat; aber nun hat er seinen Verstand nie angewandt, um sich von bösen Leidenschaften, Haß, Eigennutz, Ehrsucht, u. dgl. frei zu machen; wird der seinen Verstand so anwenden, wie unser einer? Wird er eben die guten Zwecke wählen?

S. Gewiß nicht!

V. Er wird so gut, oder allenfalls besser, als wir, die Schwierigkeiten einsehen, mit denen er zu kämpfen hat. Denn solche Menschen sind schlau, wir sind blos vernünftig. Und Schlauheit hat sehr oft die Oberhand über blosse Vernunft. Er wird so gut, als wir, allen seinen Verstand brauchen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die ihm im Wege stehen, und wenn er seinen Willen erlangt hat, sich in seiner Art freuen, und glauben, seinem Verstande Ehre gemacht zu haben.

S. Das sehe ich ein; aber auch das, daß er lieber auf unsre Art seines Verstandes sich

freuen würde, wenn dieser vollkommen gesund wäre.

V. Bleibe nur immer bei diesen guten Gedanken, mein Sohn! und enthalte dich, jemals Freude über die Anwendung deines Verstandes zu empfinden, wenn du nicht überzeugt bist, du habest ihn zu etwas Gutem angewandt.

S. Aber, lieber Vater! je mehr sie Sie mir sagen, desto mehr fühle ich, daß ich unter den Menschen, wie Sie mir dieselben beschrieben, schweer fortkommen werde. Ich werde nicht immer unterscheiden können, bei wem der Verstand gesund, bei wem er krank sei; vielweniger noch, wo ein gesunder Verstand und ein gutes Herz beisammen sei, und wo nicht. Denn das merke ich schon, daß mancher Mensch, der mir am Verstande überlegen ist, mich leicht in die Meinung werde setzen können, daß er ein gutes Herz habe, und daß es lange währen könne, ehe

ich dessen Tücke merke. Dürfte ich Sie um Eins bitten, lieber Vater!

V. Und um was? mein Sohn!

S. Daß sie mir das so recht aus einander setzen mögten, wie ich mich unter solchen Menschen zu verhalten habe. Es ist nicht ganz zu meinem eigenen Glücke. Denn, wenn ich sehen sollte, daß die vielen Menschen mir zu gefährlich werden, bei welchen entweder der Verstand oder das Herz, oder alles beides krank ist, dann erlauben Sie mir, wie ich hoffe, wieder zu Ihnen zu kommen, und mein Brod wieder aus Ihrer Hand zu essen.

V. Du wirst mir herzlich willkommen sein; nur nicht zu früh, mein Sohn! Du must in der grossen Welt, wohinein ich dich sende, so lange ausdauern, als du kannst.

S. Das will ich auch gern. Sie haben jezt eben doch etwas Muht dazu mir gemacht, weil Sie mir gesagt haben, daß mein Verstand gesund sei. Daß mein Herz gut und gesund sei, das fühle,

das weiß ich. Aber Eins würde mich sehr kränken.

V. Und was?

S. Wenn ich es so weit brächte, daß ich Kraft in mir fühlte, nnd in die Lage käme, da ich viel gutes schaffen könnte, und dann sähe, wie Sie es auch erfahren haben, daß die vielen schwachen oder bösen Menschen mich an allem hinderten, und müßte dann muhtlos abtreten. Ich fühle es, lieber Vater! ich würde das nicht überstehen können. Was würden Sie mir rahten zu tuhn, damit es nicht so weit komme.

V. Du foderst viel von mir, mein Sohn! Ich soll dich lehren, was ich selbst nicht auszuführen wußte. Aber eben das, was ich erfahren habe, hat mich klüger und weiser gemacht. Ich will meine Gedanken darüber gehörig sammeln. Vor heute haben wir genug geredet.

Zweites Gespräch.

V. Trauest du deinem Gedächtnisse zu, das alles behalten zu können, was ich dir gesagt habe und noch sagen werde?

S. Nicht allerdings! Als Sie mich gestern verliessen, gieng ich auf mein Zimmer, und schrieb alles, was Sie mir gesagt hatten, nieder, so gut ich mich dessen erinnern konnte.

V. Du hast wol getahn, und vor heute rahte ich dir, wenigstens die Hauptregeln sogleich niederzuschreiben, die ich für dich entworfen habe.

S. Ich wollte jezt eben Sie um die Erlaubnis dazu bitten.

V. So höre denn meine erste Regel:

I. Nimm alle Menschen, so, wie sie sind.

S. Ich habe geschrieben. Aber, Vater! ich bekenne Ihnen, daß ich das nicht ganz verstehe.

V. Du wirst mich schon verstehen, wann ich dir sage, wie es gewöhnlich unter den Menschen zugeht. Da beurteilt man sich auf den ersten An-

blik. Wer uns da nicht gleich gefällt, dem traut man wenig oder gar nichts zu. Man zieht sich nicht nur selbst von ihm zurük, sondern fället auch gegen andre widrige, und wol gar spöttische Urtheile über ihn. Wenigstens läßt man ihn auf alle Art merken, daß man sich selbst für besser, für klüger oder für gesitteter halte, als ihn. Das thue du nicht, mein Sohn! du wirst auf den ersten Anblik keinen Menschen recht beurteilen können. Bemühe dich also vor allen Dingen, das Gute einzusehen, was er an sich hat. Der Mensch muß sehr schwach am Verstande oder bös von Herzen sein, der dir nicht bald Eine gute Seite zeigte, wenn du ihn ohne Vorurteil betrachtest. Findest du bei hinlänglicher Aufmerksamkeit diese nicht bald, so wende dich von ihm ab, doch ohne Verachtung oder Haß gegen ihn zu bezeugen. Hast du aber sie ausgefunden, so sei zufrieden mit ihm, und fasse die Hoffnung, daß du bald noch mehr Gutes an ihm finden, und zufriedener mit ihm sein werdest.

S. Ich fühle es, Vater! Wenn ich so verfahre, so werde ich nicht leicht Feinde bekommen.

V. Mehr als dieses! du wirst dir allenthalben Freunde machen. Glaube mir, mein Sohn! es ist nichts leichter, als sich sehr allgemein beliebt zu machen, wenn man nur einen gesunden Verstand und ein gutes Herz hat. Und dahin muß man streben, nicht um seinet willen, sondern um überhaupt Gutes zu schaffen. Wenig Menschen sind in der Lage, daß sie, auch bei dem besten Vorsazze, viel und dauerhaft Gutes schaffen können, wenn sie nicht beliebt sind. Die Menschen sind überhaupt so böse nicht, als mürrische Philosophen sich sie vorstellen, und du auch vielleicht aus dem was wir gestern sprachen, es angenommen haben magst.

S. Das taht ich freilich, lieber Vater!

V. Du mußt nicht vergessen, daß ich von Menschen sprach, wie ein gutdenkender Mann sie einzeln kennen lernt, wenn sie sich ihm in dem Wege sei-

ner Tähtigkeit entgegen stellen. Jezt rede ich von Menschen, wie unser einer sie überhaupt genommen findet. Trauen diese uns Verstand und gutes Herz zu, so lassen sie sich leiten, und streben wenigstens unsern guten Absichten nicht so lebhaft entgegen.

S. Aber, lieber Vater! erlauben Sie mir eine dreiste Frage.

V. Und welche?

S. Sie haben so viel Verstand und ein so gutes Herz, uud haben mir doch schon selbst gesagt, daß es Ihnen mit Ihren guten Absichten nicht habe gelingen wollen. Sie haben also doch auch wol Feinde gehabt. Wie ging denn das zu!

V. Blos, weil ich diejenige Klugheit nicht hatte, die ich dir iezt mitzuteilen suche, und weil ich die grosse Regel nicht standhaft befolgte, die Menschen zu nehmen, wie sie sind. Ich hielt mich nur zu solchen Menschen, nur solche suchte ich auf, deren Vorzüge und Talente mir die Augen blendeten, da sie durch den Ruf zu sehr ver-

grössert sein mogten. So übersah ich manches stille Verdienst und vernachlässigte manchen Mann, der mir nachher sehr wichtig und lieb hätte werden können. In jenen betrog ich mich zum Teil. Diese lernte ich zu spät kennen, oder, wenn ich hinten nach ihnen mehr Gutes zutraute, so zogen sie sich zurük.

S. Warum aber das? So mußten diese Leute doch auch kein ganz gutes Herz haben.

V. Daran lag es wol nicht. Urteile selbst, mein Sohn! Wenn du mit einem Manne bekannt geworden bist, wenn du dich bemühet hast, dich ihm von deiner guten Seite zu zeigen, er aber dich übersieht, und dich merken läßt, daß er entweder von deinem Verstande oder von deinem Herzen, oder gar von beiden nicht vortheilhaft denke, wird es dir leicht werden, Vertrauen zu dem Manne zu fassen, auch wenn er hintennach sein Betragen gegen dich ändert?

S. Leicht würde es mir freilich nicht werden; wiewohl ich fühle, daß ich es vergessen muß,

wenn ich nur überzeugt bin, daß jener selbst ein guter Mann ist.

V. Da eben liegt es. Er hat dir diese Ueberzeugung nicht gegeben, als er dich übersah. Es ist seine Schuld, wenn du ein Vorurteil gegen ihn gefaßt hast, und es nicht leicht wieder ablegest, wenn er nachher sich dir wieder nähert. Schreibe dir also dies als eine Regel nieder, die mit jener Hauptregel zusammemhängt.

II. Man wird nicht leicht Freund mit einem Menschen, den man Einmal falsch beurteilt oder übersehen hat.

— Und nun noch eine zweite sehr wichtige Nebenregel:

Gute Menschen muß man nicht mit einander vergleichen.

S. Warum das nicht? das höre ich doch fast täglich. Sie selbst, lieber Vater! tuhn es ja auch so oft, wenn Sie von diesen oder jenen Leu-

ten sprechen. Noch neulich, als wir aus der Kirche im Flecken nach Hause fuhren, sagten Sie im Wagen zu dem Secretär: Sie haben Recht. Der Capellan predigt wol so gut, noch wol besser, als der Pastor.

V. Wie du mich doch in allen Stücken belauerst!

S. Nennen Sie das doch nicht belauren. Sie sind ein so guter, verständiger Mann. Wären Sie auch nicht mein Vater, ich würde doch auf alles Achtung geben, was Sie tuhn oder reden, und mich bemühen, es Ihnen nachzutuhn. — Ach lieber Vater! überlegen Sie es noch einmal recht, ob Sie mich schon izt von sich schicken. Ich werde nicht leicht einen Mann wieder finden, den es so gut für mich sein wird, zu belauern, um, was ich kann, ihm nach zu tuhn.

V. Ich will es überlegen; aber noch verspreche ich dir nichts.

Es war Schwäche von mir, als ich auf diese Vergleichung verfiel; die Folge eines praktischen

Irrthums, in dem fast alle Menschen stekken. Sie glauben, nicht anders richtig nnd bestimmt über den Wehrt anderer Menschen urteilen zu können, als wenn sie sich durch eine Vergleichung helfen. Zu dieser Vergleichung muß nun ein jeder herhalten, der irgend etwas an sich hat, was auf eine solche Vergleichung leitet; z. B. er ist ein College, ein Bruder, ein Verwandter des Mannes, den man zu beurteilen vorhat, oder auch nur ein Namensvetter.

S. Aber noch sehe ich nicht, das Böse darin.

V. Das Böse liegt darin, daß das Gute, was man von dem Einem sagt, nie ohne Tadel und Herabwürdigung des andern gesagt wird. Und dabei verliert der Getadelte immer mehr, als der Gelobte gewinnt.

S. Ich werde Ihnen sagen dürfen, daß ich das nicht einsehe. Wie sollte jener mehr verlieren, als dieser gewinnen?

V. Untersuche dich selbst, mein Sohn. Wir haben zwei gute Bediente an dem Johann und

an dem Gabriel. Nicht wahr, du hältst von beiden recht viel?

S. O ja! Sie sind beide recht gute, brave Leute.

V. Auch verständige.

S. Gewißlich.

V. Beide sind ordentlich und reinlich.

S. Das sind sie beide so sehr, als man es verlangen kann.

V. Aufwartsam, und beide liefen für ihre Herrschaft gerne durchs Feuer.

S. Das glaube ich von beiden. Aber —

V. Kömmst du doch auch mit einem Aber. Das wußte ich wol. Sprich es nur aus, dein Aber.

S. Aber der Gabriel ist doch viel hurtiger, als Johann.

V. Aber Johann ist desto überlegender.

S. Aber Johann schwazt viel dabei und Gabriel tuht mehr.

V. Johann spricht zwar viel, aber, was er sagt, ist vernünftig. Doch, mein Sohn! siehst du nun wol, wo wir beide mit unsern Aber sind? Dein Aber wird schon bitter. Johann sagtest du, schwazt mehr. Als du das sagtest, war Johann nicht mehr so gut, nicht mehr so ganz, wie Gabriel, ein guter, braver Mensch, wofür du doch beide so eben erklärtest.

S. Wahrhaftig, Vater! das merke ich erst jezt. Sie haben Recht und sehen mich so ganz durch.

V. Nun, mein Sohn, wollen wir nicht mehr vergleichen, sondern den Johann allein, und den Gabriel allein nehmen, und nichts mehr von beiden sagen, als was wahr ist.

Johann also ist gescheut, und hat ein gutes Herz, ist reinlich, ordentlich und bedächtlich, spricht gerne, und mit Verstand.

Gabriel ist gescheut, hat ein gutes Herz, ist reinlich und ordentlich, tuht alles geschwind, ohne viel dabei zu sprechen.

Ist das nicht von jedem besonders wahr? Sind sie nun nicht einer, wie der andre, so gute Bediente, als ein guter Herr sie sich nur wünschen kann?

S. Das sind sie gewiß.

V. Und bist du nicht wieder völlig so zufrieden mit Johann, als du warst, ehe du mit deinen Aber hervorkamst?

S. Ja vollkommen!

V. Ward denn Gabriel darum im geringsten besser, weil du ihn besser machen wolltest, als den Johann, oder wird er nun wieder schlechter, weil wir ihn nicht mehr mit Johann vergleichen.

S. Auf keine Weise.

V. Siehst du nun wol, mein Sohn! Johann hatte durch deine Vergleichung viel verloren nnd Gabriel eigentlich nichts gewonnen.

S. Nun sehe ich ein, wie sehr Sie Recht haben, Aber, lieber Vater! wie wollen Sie — doch nein, ich mag nicht fragen.

V. Und warum nicht?

S. Ueber diese Frage werden Sie böse werden.

V. Ich werde über keine deiner Fragen böse, wenn sie zur Sache gehört.

S. Ich weiß nicht, ob Sie diese Frage dafür annehmen werden. Ich wollte fragen — fragen, wie Sie es für Ihre Vergleichung zwischeu dem Herrn Pastor und dem Herrn Capellan wieder gut machen wollten?

V. Deine Frage gehört sehr zur Sache, und deswegen nehme ich sie dir gar nicht übel.

Wenn wir am nächsten Sonntage zur Kirche fahren, da predigt dasmal der Herr Pastor. Da wollen wir gar nicht daran denken, ob er oder der Capellan besser predigt. Erbauen kann und wird er uns gewiß. Das tuht er in jeder Predigt. Dann werde ich beide auf den nächsten Tag zu Tische bitten lassen, und da wollen wir uns ihrer beider freuen, wie sie so gute, so richtig denkende Männer, ohne allen Priesterstolz und Collegenhaß sind, die ihrem Stande beide

Ehre machen. Glaubst du, daß es damit gut gemacht sein werde?

S. Ja, ganz gewiß.

V. Und nun will ich dir noch eins erlauben. Und dieses ist, alle Menschen, die du für schlecht erkennest, mit einander zu vergleichen.

S. Und warum das? Etwan, weil solche Menschen in der Vergleichung nichts zu verlieren haben?

V. Nein, nicht deswegen; sondern weil in solcher Vergleichung Ein Bube doch immer mehr gewinnt, als der andere verliert. Wenn man von einem schlechten Menschen zu glauben anfängt, er sei nicht vollends ein so arger Bösewicht, als ein anderer, da wird man ihm schon ein wenig mehr gut, ohne dem andern deswegen mehr böse zu werden.

S. Das ist wirklich wahr. Das fühlte ich gestern sogleich, als Sie die beiden Bauern, Carsten und Hans, die den Voigt geprügelt hat-

ten, ins Loch auf Wasser und Brod schikten, und mir sagten: der Hans ist doch nicht so boshaft, als der Carsten; da dauerte mich alsobald der Hans ein wenig, als ich ihn fortbringen sahe, und ich hätte für ihn bitten mögen.

V. Hättest du das getahn, wer weiß, was geschehen wäre: denn ich selbst ward, als ich die Vergleichung machte, schon etwas weichmütiger.

S. Aber, Vater! dürfte ich denn noch wol für den Hans bitten!

V. Wenn du es einzuleiten weißt, daß er mich auf die gehörige Art um Verzeihung bittet, so mögte ich vielleicht etwas tuhn.

S. O das soll mir nicht fehlen. Und dann werde ich es mit der Taht erfahren, daß ein böser Mensch Vorteil davon habe, wenn er mit einem andern verglichen wird. Ich will sogleich hingehen.

Drittes Gespräch.

S. Lieber Vater, mir ist doch seit gestern etwas über Ihre Regel eingefallen, daß man gute Menschen nicht mit einander vergleichen solle. Ein Fall, wo Sie selbst es gewiß tuhn.

V. Und welcher ist der?

S. Wenn Sie zwischen zwei Leuten zu wählen haben, die beide etwas von Ihnen oder durch Sie suchen, das Sie nur Einem geben können.

V. Meinest du, daß ich daran nicht gedacht hätte. Aber erinnere dich, daß ich dir die Regel nur in Rücksicht auf den Gebrauch gab, den du davon im täglichen Umgange zu machen hast. Wenn du sie da befolgst, so wirst du um so viel zufriedener mit jedermann sein, der dir nur Eine gute Seite zeigt. Du wirst nie gegen einen solchen Vorurteile fassen, die dich hindern, noch mehr Gutes an ihm kennen zu lernen, das du nicht

auf den ersten Blick entdecktest. Du wirst nie gegen jemanden dich verächtlich, hönisch oder gar hämisch betragen. Eben alsdann wird, weil du niemanden wieder dich einnimmst, jedermann um so viel geneigter sein, das Gute zu erkennen, das du an dir hast. Das alles ist zu deinem eigenen Glück; und wenn du diese Regel gar nicht beachtest, so ist der Schade zuvörderst dein. Du selbst wirst zulezt ein Menschenfeind, und fast jedermann wird dein Feind werden.

Aber wenn du künftig deine Menschenkenntnis zum Besten anderer verwenden, wenn du Menschen unter solchen Umständen beurteilen mußt, da aus deinem richtigen Urteil Gutes, aus dem unrichtigen Uebel und Unglück für andre entstehen kann, da wird es Pflicht für dich werden, zu vergleichen, um recht zu wählen. Aber Fälle dieser Art kannst du itzt nicht anders, als von dir weit entfernt denken. Ich will dir also nur eine Regel im Voraus geben:

S. Ich bin sehr begierig, sie zu hören.

V. Sie ist diese: Wenn du durchaus vergleichen mußt, so hüte dich, keinen deswegen zu sehr herabzuwürdigen, weil er in dieser Veegleichung verliert. Denn du wirst doch in diesen Fällen nur immer gute Menschen mit guten zu vergleichen glauden.

S. Gewiß allemal.

V. Gut! War also derjenige, der in der Vergleichung verlor, vorher ein guter Mensch, so wird er doch dadurch in sich nicht schlechter, daß du einen andern für besser als ihn, in einem einzelnen Falle, erkanntest.

S. In der Taht nicht!

V. Zudem kannst du dich auch in deinem Urteil geirret haben.

S. Unstreitig!

V. Bist du aber so weit gegangen, daß du in deiner Vergleichung Vorurteile gegen den Zurückgesetzten gefaßt hast, so ist dieser zweite Irrtuhm so viel schädlicher und ungerechter. Du

gabst ihm nicht, was du ihm mit mehrerer Ueberlegung vielleicht würdest zugeteilt haben, und nimmst ihm, was er dir gar nicht zu verdanken hat, nemlich seinen wirklichen Wehrt.

S. Ich sehe noch ein Uebel mehr dabei ein.

V. Und welches?

S. Daß ich, wenn ich mich auch nicht geirrt habe, einen sonst wirklich guten Mann verkenne, und, wenn der Fall kömmt, da ich ihn nach seinem Verdienst glücklich machen könnte, nicht an ihn denken werde.

V. Es macht mir Freude, das du das alles so wol einsiehst. Jezt will ich dir eine andre Hauptregel geben.

III. Wenn du bey einem Menschen findest, daß er Ein Ding recht gut versteht, und sich richtig darüber auszudrücken weiß, so kannst du schon annehmen, daß sein Verstand gesund sei.

S. Das haben Sie mir gestern an dem Matthes und Peter begreiflich gemacht.

V. Und wenn ein anderer auf zehn Dinge, worüber du dich mit ihm unterhalten willst, dir aufrichtig antwortet, er wisse sie nicht, so darfst du deswegen noch nicht schliessen, daß sein Verstand schwach sei. Denn es bleibt noch manches übrig, worin vielleicht sein gesunder Verstand sehr helle sieht.

S. Das sehe ich klar ein.

V. Hiezu gehört noch, daß du dich niemals durch die Bescheidenheit eines Menschen, und wenn es auch Blödigkeit wäre, mußt irre machen lassen und blos deswegen klein von ihm denken. Glaube mir, das macht das Unglück der Grossen der Welt. Sie können und mögen nicht durch den Flor durchschauen, welchen die Blödigkeit über den Verstand und das Verdienst manches Menschen wirft, der ihnen sehr brauchbar sein könnte, und nehmen dagegen die Dreistigkeit, mit welcher so mancher mittelmässige Mensch sich

an sie drängt, für Gefühl vorzüglicher ihm beiwohnender Kraft an.

S. Aber es muß doch schwer halten, daß man dadurch nicht betrogen werde.

V. Freilich gehört viel dazu. Aber höre nur weiter und schreibe. Denn dies ist eine Hauptregel.

IIII. Wenn du mit einem Menschen zusammen triffst, der über alles, was ihm vorkömmt, eine Meinung geschwind äussert, da sei auf deiner Hut und erwarte nicht einen recht gesunden Verstand.

S. Aber Vater es giebt doch wirklich Menschen, die sehr viel wissen, und also über vieles richtig sprechen können. Wenn ich nun keines der Dinge, wovon sie reden, besser weiß, so

kann ich sie ja nicht beurteilen, und darf doch auch nicht zu früh Mistrauen gegen ihren Verstand fassen.

V. Ich will dir eine Nebenregel geben, mit welcher du so lange, bis deine eignen Einsichten zunehmen, sicher gehen kannst. Der Mensch, der von allen Dingen gleich zuversichtlich spricht, hat gewiß keinen gesunden Menschenverstand. Ein Mensch, der viel und vielerlei weiß, weiß doch nicht alles gleich gut und vollständig. Bei gutem gesunden Verstande muß er selbst das bald fühlen, und wenn er auf Sachen, die er nicht vollkommen einsieht, geräht, doch etwas mehr an sich halten, geneigt sein, auch anderer Meinung zu hören, und nicht immer allein reden wollen.

S. Ja, lieber Vater! Eben das dachte ich schon neulich, als der Professor hier bei uns aß, von dem Sie selbst mir gesagt hatten, daß er so gelehrt sei und so viele gelehrte Werke geschrie-

ben habe. Es fiel mir auf, daß er immer allein reden wollte und sonst auf niemandes Worte hörte. Wissen Sie noch wol, wie er Ihnen selbst, als Sie auch einen Gedanken sagen wollten, entgegen schrie: hören Sie mich doch aus! und als Sie noch einmal anfiengen, da war er grob genug, Ihnen zu sagen: Lassen E. E. mich doch auch Einmal reden. Ich dachte dabei: So weiß der Mann wol selbst nicht, daß und was er gesprochen hat.

V. Darin gehst du zu weit. Er sprach wirklich viel Belehrendes, aber bei weitem nicht alles war belehrend, was er sagte. Und so gelehrt der Mann auch immer sein mag, so mögte ich doch nun nicht mit ihm in Sachen zu schaffen haben, in denen es auf reinen gesunden Verstand ankömmt. Eins wuß ich dir noch dazu sagen.

S. Ich glaube, es zu rahten.

V. Laß mich hören.

S. Sie wollen mir sagen, daß ich nicht viel Verstand bei denen Leuten vermuhten solle, die gern und dreist von Dingen sprechen, die nicht in ihr Fach gehören.

V. Freilich wollte ich von diesen Leuten reden, aber nicht ganz das, was du vermuhtest.

Du hast Recht, nicht gut von dem Verstande derjenigen zu denken, die gerne und dreist von Dingen ausser ihrem Fache reden. Aber das tuhn so viele Menschen, und wenn jeder nur von dem sprechen wollte, was er versteht, so mögte es in mancher Gesellschaft sehr stille zugehen. Denke nur, wie gerne alle Menschen vom Krieg und Landes-Regiment sprechen.

S. Ja wol; aber was sie davon sprechen, ist auch darnach. Das macht mich wieder an den Matthes denken. Der wunderte sich neulich, daß der Herzog nicht schon lange alle Soldaten abgedankt hätte. Denn, sagte er, seit der Russen-Zeit und nach dem Stenbok, der Altona abbrannte, ist doch kein Feind im Lande gewesen.

V. Wenn Matthes und wenn manche andere von Kriegs- und Regimentssachen sprechen, so ist das kein Wunder. Denn an den Folgen von beiden glaubt ein jeder Teil zu haben, oder fürchtet, über kurz oder lang seinen bösen Anteil daran zu fühlen. Aber ich wollte dir von Menschen sagen, die von Kenntnissen zu reden wagen, welche man nicht bei ihnen vermutet. Wenn du das hörst, da darfst du nicht sogleich wider den Verstand eines solchen Mannes schliessen. Mancher Mensch wird durch einen gewissen Hang auf Dinge geführt, die sehr entfernt von seinen Berufsgeschäften sind. Seine Ideen sind eben deswegen klärer, weil ihn seine eigne Neigung, nicht Zwang, nicht Bedürfnis des Brodverdienstes dazu leitet; und weil er nicht den Sachen nachsinnt, wann er muß, sondern wann er dazu aufgelegt ist.

S. Aber das rahten Sie mir doch immer, daß ich mich vorzüglich an die Leute wende, welche mit der Sache am meisten zu tuhn haben, über welche ich wünsche, mich zu unterrichten.

V. Freilich, mein Sohn! aber erwarte nicht, von einem solchen alles zu lernen, was du wissen willst, und es so zu lernen, wie es dir dient. Merkest du einem Manne an, daß er seine Geschäfte mit Lust treibt, ein Werk seines Verstandes daraus macht, und Acht hat auf die Verbindungen desselben mit andern Geschäften, bei dem allen aber auch noch gern anderer Leute Meinung darüber hört, da sei gewiß, daß du an den rechten Mann gekommen bist. Aber wenn du an zwei Leute geräthst, deren einer das Geschäfte treibt, der andere nicht, aber doch noch Einsicht darin zeigt, da kannst du gewiß sein, der klügste von beiden sei der, welcher am wenigsten es zu sein behauptet, und dem du die meiste Neigung abmerkest, sich noch weiter darin zu unterrichten.

S. Vater! da erinnern Sie mich an das rechte. Grade das dachte ich, was Sie mir sagen, als Sie neulich den Hofraht und den Commerzraht bei sich zu Tische hatten.

V. Was hast du damals bemerkt?

S. Wissen Sie nicht mehr, wie der Commerzraht so viel von der Handlung sprach? Der Hofraht schien auch etwas davon zu wissen.

V. Freilich weiß er nicht wenig davon. Denn er lebt ja in einer Handelsstadt, und ihm kommen in seinem Amt viele Handlungvorfälle vor. Er ist auch ein guter Rechner und überhaupt ein guter Kopf. Der Commerzraht aber ist einer von denjenigen Kaufleuten, die ihr Geschäfte für ganz undurchdringlich für den gesunden Verstand halten, wenn man nicht sieben oder acht Jahre durch Tagelöhners Dienste in demselben geleistet hat.

S. Der Hofraht wollte auch nur zuweilen mit einsprechen, und fragte mehr, als daß er selbst etwas angab. Da pazte ihn aber der Commerzraht immer so gewaltig ab, daß er zulezt stille schwieg.

V. Hast du das alles so genau bemerkt?

S. Ja wol, Vater! und noch mehr als dieses!

V. Und was?

S. Als Sie nach Tische abgerufen wurden, da trat der Commerzraht sogleich wieder zum Hofraht. Ich dachte, Sie würden auf neue von Handlung sprechen. Aber nun hörte ich, daß der Commerzraht von Naturalien redete. Wie ist es darum? Hat er eine Sammlung!

V. Nein! Nicht er, sondern der Hofraht hat eine, und versteht die Naturgeschichte sehr gut.

S. Aber der Commerzraht sprach doch viel von seinen Schnecken und Muscheln?

V. Er von Schnecken und Muscheln? Doch ich besinne mich. Als der Regierungsraht, den du auch kennst, neulich wegzog, da hat er dessen kleine Sammlung für Schuld angenommen. Aber was sprach er denn davon zu dem Hofraht?

S. Es war so durch einander, daß ich nicht viel davon verstand. Alles war wol nicht von Schnecken. Denn er sprach auch von einem Admiral und von einer Windeltreppe. Am mei-

sten sprach er von seinem schönen Naturalienschrank, und rieht dem Hofraht, sich auch einen dergleichen machen zu lassen.

V. Davon konnte er freilich besser sprechen. Aber was sagte denn der Hofraht zu dem allen.

S. Nicht viel! Ein: so! ein: wirklich? ein: Ja wol! ein: Sie haben Recht! das war alles, aber er hörte doch immer sehr aufmerksam zu.

V. Ach ja! da erkenne ich den Hofraht. Er hat die vortrefliche Gabe, gut zu hören.

S. Vortrefliche — Gabe — gut — zu hören? Was ist das? Vater?

V. Eine grosse Gabe. Aber da kommen wir auf eine Sache, die uns heute zu lange aufhalten würde. Ich will dir morgen mehr davon sagen.

Viertes Gespräch.

S. Ich bin recht begierig, zu lernen, was Sie unter der Gabe, gut zu hören, verstehen.

V. Du hast mir selbst schon Anmerkungen gemacht über Leute, die diese Gabe nicht haben.

S. Ich? Vater! ich?

V. Erinnerst du dich dessen nicht aus einem dieser unserer ernsthaften Gespräche?

S. Ja, jezt besinne ich mich. Ich merkte Ihnen von dem Gelehrten an, daß der nichts von allem beachtete, was Sie mit einreden wollten. Und der Commerzraht! Ja, wahrhaftig! wenn der Hofraht diese Gabe hat, wie Sie sagen, so hat der sie gewiß nicht. Habe ichs getroffen, Vater?

V. Ganz richtig! Aber glaube nur deswegen nicht, daß sie solchen Leuten ganz fehle, welche

lieber selbst reden, als andern zuhören. Du bist zwar zu jung, um zu erwarten, daß jedermann mit Geduld das anhöre, was du sprichst. Freilich erfährst du es nicht oft. Aus Achtung für den Rang, in welchem ich, auch nach meiner Entfernung vom Hofe, lebe, fehlt man nicht leicht in diesem Beweise der Achtung gegen dich, weil du mein Sohn bist. Aber du wirst doch nicht mit allen gleich zufrieden sein, mit welchen du zu reden Gelegenheit hast.

S. Nein, gewiß nicht. Und mit wem glauben Sie wol, daß ich es am wenigsten bin.

V. Wie kann ich das wissen?

S. Sie könnten es wissen, wenn Sie beachtet hätten, wie wenig oder wie kurz ich seit einiger Zeit mit dem Manne rede, so oft er auch zu uns kömmt.

K, Sollte das wol der Amtsraht sein?

S. Eben der, lieber Vater! der Mann weiß viel, wie Sie mir selbst gesagt haben. Ich

glaubte, ich wollte von ihm etwas lernen. Aber das geht nicht.

V. Und warum nicht?

S. Er ist so höflich, ja mehr als das, so überflüssig demütig, daß ichs nicht aushalten kann. So wie ich etwas sage, so findet er alles vortreflich. Da hat er eine Reihe von Redensarten, welche er in seine Antworten eine um die andere einflicht, und darüber nichts von allem dem sagt, was ich von ihm zu hören wünschte. Da gehts immer fort: gerade so, wie der Herr Graf belieben zu sagen; wie schön Sie das treffen! Wenn alle junge Herren von Stande so richtig dächten, wie Sie!

V. Ich habe es wol bemerkt, und auch dein Gefühl dabei bemerkt. Es hat mir wahre Freude gemacht zn sehen, wie das leere Gewäsche einer kriechenden Höflichkeit so wenig Eindruk auf dich machte. Bleibe ja immer dabei, mein Sohn! Aber bist du mit den Unterredungen unsers neuen Gerichtshalters besser zufrieden?

S. Unendlich besser! doch, lieber Vater! ich sollte ja nicht vergleichen.

V. Nicht vergleichen, wo du schon Gutes auf beiden Seiten siehest, um einzelne Mängel aufzufinden. Aber das ist hier nicht allerdings der Fall. Du empfindest und ich mit dir, daß der Ton in des Amtsraths Unterhaltung mit dir nicht der rechte sei. Wir vergleichen also jezt nicht mehr, um diesen Fehler aufzufinden.

Du bist also mit dem Gerichtshalter zufrieden, und würdest auch mit ihm zufrieden sein, wenn wir auch nicht durch eine Vergleichung auf ihn gerahten wären.

S. O gewiß! In seinem Umgange finde ich wahre Unterhaltung. Er beachtet alles, was ich sage, wenn auch seine Antworten und Anmerkungen hintennach mir sagen, daß das, was ich sagte, nicht sehr beachtenswehrt war. Das läßt der Amtsraht mich niemals merken, ich mag auch noch so einfältig schwatzen.

V. Merke dir dabei dieß, mein Sohn! Die Aufmerksamkeit, welche dieser gute Mann auf deine Reden wendet, werden alle verständige Menschen von dir erwarten, wenn du mit ihnen redest. Verständige Menschen reden in dem Zwek, durch ihre Reden wahre Unterhaltung und Belehrung zu geben, oder sich selbst sie zu verschaffen. Und solchen Leuten macht es Verdruß und sie hören auf zu reden, wenn sie sehen, daß der, mit welchem sie reden, nicht an diesem Zwek Anteil nimmt, oder nehmen will. Den Gefallen mußt du jedem Menschen thun, mit dem du dich in ein Gespräch einlässest.

S. Erlauben Sie mir, Vater! Mit dem Amtsrath ist es doch noch etwas anders. Der nimmt an allem, was ich sage, zu vielen Anteil, und gefällt mir doch nicht.

V. Fühlst du denn nicht, woran das liegt? Er nimmt nicht den Anteil daran, den du wünschest. Und weißst du, woher das kömmt?

S. Das weiß ich ganz wol. Er urteilt falsch von mir. Er sieht mich so an, wie die Söhne seines Herrn Landdrosten, die sich so klug dünken, weil sie vornehm sind. Das könnte nun auch wol der Fall bei mir gewesen sein, wenn ich nicht Sie zum Vater hätte. Aber nun könnte der Mann mich doch besser kennen.

V. Hier sind wir auf dem rechten Punkt. Man muß einen jeden, mit dem man ins Gespräch kommt, richtig beurteilen, und dann, so lange man mit ihm redet, den Anteil an dem Gespräche nehmen, den er nach seiner Denkungsart wünscht. Dies ist die wahre Gabe, gut zu hören. So verstand ichs, als ich gestern von dem Hofrath sagte, daß er diese Gabe hätte. Er hatte mit einem Mann zu tuhn, der alles glaubt besser zu wissen, als andere. Wäre er nicht zu alt, und könnte man hoffen, ihn noch zu bessern, so sollte man ihm freilich nicht blos zuhören, wenigstens nicht immer ihm auch nur durch gleichgültige Worte Beifall geben. So aber ist es am be-

sten, es so mit ihm zu machen, wie du mir sagtest, daß der Hofrath es machte. Der überweise Commerzrath blieb gewiß sehr zufrieden dabei.

S. Das sah ich ihm freilich sehr an.

V. Aber sprich du einmal mit dem Hofraht, und sprich so vernünftig, als du nur kannst. Du wirst eben so zufrieden mit ihm sein, als mit unserm Gerichtshalter. Er wird dich nicht mit einem: Ja wol! Ist das möglich? u. dgl. abfertigen.

S. Ich wünsche recht sehr, ihn bald zu sprechen, denn diesmal bin ich kaum mit ihm bekannt geworden.

Aber, Vater! ich sehe nur nicht, wozu das dient, daß man sich mit solchen Leuten so lange im Gespräch aufhält, von denen man selbst nichts Kluges lernen kann, und die nichts von uns hören wollen. Mich dünkt, es schickt sich nicht ganz zu einem ehrlichen Mann, wenn er den andern in seinem Dünkel erhält, durch solche Bei-

fallsworte, mit denen man es nicht ehrlich meint. Wenn ich künftig in den Fall komme, so werde ich nicht die Geduld haben, solche Leute ganz auszuhören. Ich würde ihnen sagen. —

V. Sachte, sachte, mein Sohn! die Geduld mußt du haben, wenn du nicht der Mann bist, der die Leute immer auswählen kann, mit denen er sich in ein Gespräch einläßt. Ich habe nichts dawider, wenn du einem von eigner Weisheit eingenommenen Manne, einem langweiligen Schwätzer, oder gar einem Faulschwätzer ausweichest, wenn du ihn als einen solchen vorher schon kennest. Aber, wenn du einen Mann anders im Gespräche findest, als du es erwartetest, da must du wenigstens so lange aushalten, bis du auf eine gute Art dich aus der Unterredung ziehen kannst. Er muß nimmermehr merken, daß er dir misfallen habe, und du magst wenigstens das dir lieb sein lassen, daß du die Gabe, gut zu hören, einmal mehr geübt hast.

S. Aber wenn nun der Mann wahre Ungereimtheiten sagt, muß ich das alles so gelten lassen? darf ich ihm gar nicht widersprechen?

V. Nie widersprechen, wo du nicht hoffen kannst, durch deinen Widerspruch gutes zu stiften. Es kömmt auf die Personen und auf die Sachen an, ob sie eines Widerspruchs bedürfen. Wenn du den Personen anmerkst, daß sie nur reden, um gehört zu werden, da übe du die Gabe gut zu hören. Sie kann nirgends besser angewandt werden. Sind die Sachen, die sie sagen, von der Art, daß weder du, noch irgend jemand anders besser oder schlechter daran ist, sie mögen wahr oder falsch sein, da höre du zn, so lange du es aushalten kannst, und so lange erhalte den Redenden nun mit einem Kopfnicken, nun mit einem gleichgültigen Ausdruck in der bestmöglichsten Zufriedenheit mit sich selbst und mit dir.

S. Aber, lieber Vater, wenn ich das thue, da halten mich ja andre Leute, die das mit an-

hören, für einen Dummkopf, und das wollte ich doch für keinen Preis in der Welt.

V. Vors erste schadet dir das nicht. Sehen die Leute, die mit dir zuhören, es so gut ein, wie du, so schweigen Sie gewiß nur, weil sie eben so in diesem Falle denken, wie ich wünsche, daß du denken mögest. Tuhn sie das nicht, je nun, so mögen sie wiedersprechen. Noch lange wird von dir niemand fodern, daß du zuerst herausbrechen sollst. Sind sie aber nicht klüger, wie der redende, so ist es deswegen doch nicht deine Sache, sie klüger zu machen.

S. Aber, Vater, wenn ich nun älter und klüger bin, soll ich dann auch immer schweigen?

V. Ich dachte nicht, mein Sohn, daß dir das Rechthaben so am Herzen läge.

S. Bei Ihnen wahrhaftig nicht, lieber Vater! denn bei Ihnen bin ich immer sicher, daß Sie Recht haben.

V. Willst du mir etwan gar schmeicheln? Doch vors erste laß mich nur immer Recht gegen dich behalten. Aber, wenn wir uns nach Jahren sehen werden, da verlange ich das nicht immer.

S. Das wollten Sie nicht verlangen? Und jezt wollten Sie doch, daß ich gegen diesen oder jenen leeren Schwätzer schweige, auch wenn ich fühle, daß er nicht Recht hat.

V. Gegen einen leeren Schwätzer, Ja! Da übe die Gabe gut zu hören, so lange du mußt und nicht ausweichen kannst. Aber nun will ich dir eine andere Regel sagen: Wenn du mit einem Manne redest, der Wahrheit liebt, da freue dich einer jeden Wahrheit, die du von ihm hörst. Gieb ihm deinen Beifall ungekünstelt und aufrichtig zu erkennen. Sagt er etwas, das du nicht für völlig richtig hältst, so gieb ihm deine Zweifel be-

ſcheiden an, aber nie in dem Wege eines lauten Widerſpruchs.

S. O lieber Vater! daran habe ich genug. So dachte ich es mir, aber dunkel: Wenn ich nur Wahrheit dann mitſprechen darf, wann andre mir darin vorgehen, ſo ſoll es mir nimmer ſchweer werden, in allen andern Fällen zu ſchweigen und blos zu hören.

Doch jezt fällt mir noch Eines ein. Sie haben doch nichts dawider?

V. Wider was?

S. Wenn ich Ihnen ſage, daß die Gabe, gut zu hören, mir ſchweer fallen wird, wenns nicht auf bloſſe Geſpräche, ſondern auf ſolche Geſchäfte ankömmt. —

V. Du willſt ſagen, Geſchäfte, die andrer Menſchen Glück und Unglück betreffen.

S. Freilich meinte ich die.

V. In ſolchen Geſchäften, in denen es Pflicht iſt, ſelbſt eine Meinung zu haben, iſt es Schwachheit, immer fremder Meinung zuzuhören.

S. Da wird, denke ich, die Gabe, gut zu hören, mir nicht mehr helfen können.

V. Es ist mir lieb, daß du so weit hinausdenkst. Freilich wollte ich nur vorjetzt dir diejenige Weltklugheit und Menschenkenntniß geben, deren du in den nächsten zehn Jahren deines Lebens bedürfen wirst. Aber wer weiß, ob nach zehn Jahren. —

S. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Aber betrüben Sie mich nicht durch den traurigen Gedanken.

V. Da könnte dir doch immer mein Raht und meine Leitung schon fehlen. Also will ich dir doch das nohtwendige zum voraus sagen.

Begnüge dich vorerst damit, die Gabe gut zu hören, in allen Vorfällen zu gewinnen, die ich dir bezeichnet habe. Kömmt es dann weiter mit dir, so glaube, du lenkest einen jeden Menschen zu deiner Meinung über, wenn du ihn in der Art, wie er es gerne hat, gehört hast. So mußt du insonderheit mit Personen verfahren,

die über dir sind. Das war der einzige Weg, Friedrich zu einer Meinung, wo nicht ganz, doch halb überzuleiten, den Friedrich, der seine ganze Königsehre darin sezte, daß seine Meinung allemal die erste, beste, ja die einzige sein sollte. Man mußte ihn ganz aushören, und alles, was er sagte, gelten lassen. Dann durfte man von Nebennmständen reden, und in diese seine eigne Meinung verweben, und fand oft Gehör damit. Du wirst in deinem spätern Leben unter Menschen, die sich Vorzüge irgend einer Art vor dir beilegen, nicht leicht an einen Friedrich gerahten. Aber das kannst du immer annehmen, daß ein Mann, der sich grösser glaubt, als du, nicht zu deiner Meinung übergehen werde, als wenn du ihn glauben machst, deine Meinung sei die seinige, wo nicht ganz, doch zum Teil.

S. Das mögen seltsame Menschen sein.

S. Das sind sie freilich. Aber zum Unglük sind sie nicht so selten, als sie seltsam sind. Sie werden dir, wenn du sie nicht recht zu behan-

deln weißt, die besten Absichten vereiteln. Das einzige Mittel, gut mit solchen Personen fort zu kommen, liegt in der Gabe, gut zn hören, und sie auf den Punkt zu bringen, da, wenn du nun redest, oder wählst, sie ihren eigenen Wiederhall zu hören glauben.

S. Vater! Vater! Das wird eine schweere Lection für mich werden, wenn ich die einmal befolgen soll.

V. Das weiß ich wol, und habe es selbst genug erfahren. Aber es gibt noch andre Menschen, die in eben der Laune handeln, und mit denen noch schweerer fort zu kommen ist, als mit jenen.

S. Nun, wahrhaftig! Vater! die mögte ich kennen.

V. Menschen, die anfangs alles gelten lassen, was ihnen ein Mann vorschlägt, vor dem sie sich Vorzüge beilegen. Dann aber wacht ihr Ehrgeiz auf, und nun wollen sie sich selbst geltend machen, so viel sie können. Da flicken sie dir hier ein Stük, dort ein Stük hinein, schneiden weg,

was durchaus zur Sache gehört, und verderben dir die besten Entwürfe.

Ueberhaupt, mein Sohn! glaube mir das: Es gibt äusserst wenig Menschen, die Fähigkeit oder Lust haben, eine Sache ganz im Zusammenhange zu überlegen und durchzuführen. Aber Stükwerk machen, das ist jedermanns Sache. Auch der schwächste Kopf geht mit Muht daran.

S. Vater! ich gestehe Ihnen, Sie machen mich muthlos für die Zukunft. Es wundert mich nicht mehr, wenn so viele Menschen reines Herzens und hellen Kopfes von den Geschäften sich zurük ziehen, wie auch Sie gethan haben, oder weil sie dies voraus sahen, gar nicht in das geschäftige Leben eintreten mögen.

V. Du hast Recht, aber nicht ganz. Ich selbst hatte nicht Recht, als ich mich durch solche Schwierigkeiten aus dem tähtigen Leben wegschrecken liess. Ich hätte ausdauern sollen. Die Ruhe, die man in einer solchen Zurükziehung sucht, findet man doch nie ganz, wenn man ein-

mal in der Welt ein Mann von irgend einiger Bedeutung ist. Noch jezt geht mir so manche kleine Angelegenheit, in die ich mich doch immer noch einmischen muß, nicht nach meinem Willen, und macht mir Verdruß, dessen der Gegenstand lange nicht so würdig ist, als diejenigen, mit denen ich mich ehemals beschäftigte. Soll man denn sich ärgern und kränken in der Welt, so, denke ich, ist es doch besser um Dinge von Belang, als um Kleiuigkeiten. Man muß aber nicht eigensinnig sein, sondern sich zufrieden geben, wenn von drei guten Absichten und Vorschlägen uns nur Einer, und wäre es auch nur zum Teil, gelingt. Das ist das höchste, was man sich in dem practischen Gebrauche seines gesunden Verstandes versprechen kann.

Fünftes Gespräch.

Der Graf, sein Sohn, der Baron.

Der Baron. Nein! wahrhaftig nicht! das lasse ich mir nimmermehr von Ew. Excellenz einbilden.

G. Einbilden? durch mich einbilden? das, dächte ich, hätten Sie wol nimmer in einer Unterredung mit mir zu besorgen. Zu Ihrem Verstande glaubte ich zu reden, mein junger Freund! Auf Ihre Einbildungskraft will ich nicht wirken, wenn ich über Wahrheit spreche; wiewol, wie ich sehe, der kürzeste Weg zu Ihrem Verstande vielleicht durch die Einbildungskraft gehen mag.

Der Baron. (verlegen und etwas aufgebracht.) Ich denke — — ja ich denke — daß ich am besten thue, mich E. E. jezt zu empfehlen.

Der Graf. Ich habe nichts dawider.

Der Sohn. (der nach einigen Minuten zum Vater kömmt) Was hatte der Baron im Kopfe? Dort hätte er mich beinahe umgerannt. So eilig lief er um die Ekke auf dem Vorplaz. Er sahe und hörte nicht. Ich glaubte ihm etwas sagen zu müssen. Wen suchen Sie. Herr Baron? — Meine Kutsche. — Die ist noch nicht da. Sie haben ja selbst den Kutscher erst gegen Abend zurük-bestellt. — Habe ich es getahn? sagte er: ich wolte hundert Tahler darum geben, daß der Schurke jezt da wäre. Aber, fragte ich, was haben Sie denn für Eile? das weiß ich am besten, sagte er, schlug sich mit der Hand vor die Stirne, und ließ mich stehen. Ist er etwa unpaß geworden? Doch da würden Sie ihn nicht verlassen haben. Ich besorge fast, lieber Vater, er hat Ihnen Verdruß gemacht.

V. Warum meinst du das! Wenn etwas Unangenehmes zwischen uns vorgefallen wäre, könn-

te nicht ich es sein, der ihm Verdruß gemacht hätte?

S. Nein, lieber Vater! das können Sie nimmermehr. Dem Baron habe ich es schon angemerkt, daß er ein Hitzkopf ist.

V. Du hast recht in deiner Bemerkung. Es ist Schade um den jungen Mann. Er hat einen durchdringenden Verstand, der aber so lange nicht gesund werden kann, als er so lebhaft bleibt.

S. Seinen Verstand, dünkt mich, kann man bald merken. Ich habe ihm heute Mittag gern zugehört. Aber es schien mir doch durch, daß er auch haben wollte, man solle alles glauben, blos weil er es sagte.

V. Freilich ist er zu rasch in seinen Urteilen und Behauptungen. Schon frühe hatte er das an sich. Aber nun hat er vollends auf seinen Reisen allerlei Lieblings-Meinungen angenommen, die er bei jeder Gelegenheit geltend machen will.

S. Darf ich wissen, was Sie jezt mit ihm gehabt haben.

V. Das magst du gerne wissen. In England hat er den Kopf mit Ideen von Freiheit angefüllt, die er—

S. Ja, Vater, davon war er ja nur gar zu voll. Ich habe Sie bewundert, wie Sie ihm so vieles gelten liessen. Sie haben mir ja selbst gesagt, daß nie ein Volk so wenig Recht zur Empörung gehabt habe, als die Nord-Amerikaner. Aber ihm liessen Sie alles gelten, was er für das Gegenteil sagte.

V. Wäre es auch der Mühe wehrt gewesen, ihm darin zu widersprechen? Und glaubst du denn nicht, daß dein Vater auch etwas von der Gabe hat, gut zu hören?

S. Aber Sie müssen es doch endlich müde geworden sein, diese Gabe bei ihm zu üben.

V. Ich glaubte zu seinem Besten auch reden zu müssen, als er in seinem Geschwätz über Freiheit zu weit gieng, und nun alles in Deutschland

schlecht fand, weil man nicht vollends so unabhängig sein könne, als in England. Ich glaubte, ihm sagen zu müssen, daß —

S. Vater! da geht er noch in der äussersten Allee. Wollen wir auch lieber ins Haus treten, um ihn in seiner Laune frei zu lassen.

V. Nein, das wollen wir nicht tuhn. Laune hat er nicht, aber wol Hitze, uud ich glaube, sie ist schon verraucht. Wir wollen so gehen, daß es sich bald entscheiden muß, ob ich recht muhtmasse.

S. (nach einer Weile:) Er ist schon nahe hinter uns.

V. Nun, so wird es gut abgehen.

Der Baron. Lieber Herr Graf! können Sie auch einem jungen Manne etwas zu viel Lebhaftigkeit verzeihen.

Der Graf. Vom Verzeihen sei nicht die Rede, wenn Sie mich nur recht beurteilen. Erinnern Sie sich, daß ich gegen Ihre Ideen von Freiheit

(darf ich sie überspannt nennen?) nichts einwandte, so lange sie nur blosse Meinungen entdekten, die keinen Einfluß auf das practische Verhalten des einen oder des andern von uns haben. Sobald Sie aber mir schienen, dieselben in Rücksicht auf Ihre nahe Bestimmung practisch machen zu wollen, da glaubte ich, nach der warmen Teilnehmung, die ich nicht etwa blos an Ihrem Glücke, sondern an der nützlichen Anwendung Ihrer vorzüglichen Talente nehme, Ihnen einreden zu müssen. Da sagte ich Ihnen, daß es mich nicht wundre, wenn einem ohne bestimmte Wirksamkeit dort lebenden Fremden der Schimmer der Britischen Freiheit die Augen blendete, welche eben dort hauptsächlich nur solche Menschen im äusserlichen behaupteten, die ebenfalls ohne bestimmte Wirksamkeit leben; daß man dort eben so viel Abhängigkeit, ja vielleicht eine unangenehmere oder mehr demütigende Abhängigkeit fühle, als in Deutschland, sobald man gemeinnützig leben und han-

deln will. Sind Sie jetzt geneigter, mir dies zu glauben, als vor einer Viertelstunde?

Der Baron. Wenn ich sagte, ich wäre es, so würden Ew. Exc. es doch nur für ein Compliment annehmen. Denn eben meine zu rasche Hitze hat mich gehindert, Ihre Gründe zu hören.

Der Graf. Gründe habe ich nicht mehr zu sagen. Denn was ich sagte, ist Tahtsache. Leben Sie, wo Sie wollen, unter den fast zu frei gewordenen Franzosen, unter den Britten, oder unter Deutschen, so können Sie Freiheit behaupten, so viel Sie wollen, so lange Sie als Privatmann leben, und nur für sich sorgen. Aber sobald sie Ihr Leben andern nützlich machen wollen, so müssen Sie den Gedanken aufgeben, ganz nach Ihrem Sinne leben und handeln zu wollen. Ich werde doch annehmen dürfen, daß Sie bis jezt noch keinen andern Gedanken haben, als sich dem Staate durch Ihre natürli-

chen und erworbenen Fähigkeiten nützlich zu machen.

Der Baron. Das ist mein erster, mein einziger Gedanke, den ich verfolgen werde, so lange als man nicht mir alles in den Weg legt, daß ich ihn nicht erfüllen kann.

Der Graf. Also nehmen Sie doch an, daß es nicht ganz von Ihnen abhängen werde, ob und wie Sie diesen ersten Schritt tuhn, und ob Sie ihn ganz nach Ihrem Sinne tuhn?

Der Baron. Wie kann es anders sein?

Der Graf. Und eben das würden sie in England eben so gut, als hier zu Lande erfahren.

Der Baron. Das muß ich freilich wol gelten lassen.

Der Graf. Und wenn Sie nun ganz der Mann geworden sind, der Sie zu sein wünschen, wenn Sie in die grosse Sphäre der Tähtigkeit hineingesetzt sind, welcher gewachsen zu sein Sie mir scheinen, werden Sie da nicht auch oft er-

fahren, daß Sie nicht frei genug sind, um alle ihre Absichten durchsetzen zu können?

Der Baron. Wenn es mir beschieden ist, so weit zu gelangen, so werde ich auch Ansehen genug gewinnen, um nach dem besten Wissen und Gewissen jedesmal handeln zu können.

Der Graf. Das muß ich als möglich gelten lassen. Aber noch mögte ich kaum wünschen, Sie zu einem solchen Ansehen gelangt zu sehen.

Der Baron. E. E. scheinen zu besorgen, daß ich mein Ansehen wisbrauchen werde, sobald ich —

Der Graf. Ihr Herz wird Sie vielleicht nie verführen, es zu misbrauchen. Aber das Zutrauen zu Ihrem Verstande wird Sie misleiten, so oft Sie Ihre Entschliessung ohne Widerspruch nehmen und diese ohne Schwierigkeit ausführen können. Glauben Sie mir, die besten Gedanken im praktischen Leben entstehen nicht dem Manne, der immer denkt: dies will ich, weil ich es kann, sondern dem, der sich selbst sagt: dies will ich, wenn ich es kann.

Der Baron. Sie nehmen vielleicht an, daß ich niemandes Raht fragen und alles für meinen Kopf tuhn werde.

Der Graf. Raht fragen ist gut. Aber der beste Raht entsteht aus dem Widerspruch und der Widersetzung anderer, auch wenn Sie sich nur auf Neid und Leidenschaft gründen. Glauben Sie mir, wenn die Grossen der Welt so viele Fehler begehen, so liegt es eben hieran. Raht hören sie genug, aber selten und wenig Widerspruch, und auf künftigen Widerstand denken sie gar nicht hinaus. Auch die, welche ihnen Raht geben, sind Leute, die, wenn sie eine Meinung fassen, selten Widerspruch, und die Schwierigkeiten nicht eher als in der Ausführung erfahren.

Der Baron. Davon fühle ich die Wahrheit recht sehr. Aber es ist doch auch unerträglich, wenn man eine Sache recht gut durchgedacht hat, sich da noch lange durch schlau erhobene Bedenklichkeiten herumleiern, oder durch lauten Wider-

spruch necken zu lassen. Die Menschen, die zu allen Dingen Aber und nichts mehr, als ihr Aber sagen, haben zu allen Zeiten vielleicht nicht viel Böses geschaft, aber desto mehr Gutes gehindert. Erinnern Sie Sich, wie viel Gutes unser Herr Guts-Nachbar durch seine ewigen Aber auf unsern Landtägen gestört hat. Das ist ein rechter Pater difficultatum!

Der Graf. Der Name ist ihm nicht unrecht. Gestört hat er freilich manches Gute. Aber manches Gute, das er nicht gestört hat, ist durch seine Aber um so viel besser geworden. Erinnern Sie sich noch wol, mein Lieber! wie es gieng, als der Fürst die neue Werb-Ordnung auf den Landtag bringen ließ? Wie Sie und andere Hitzköpfe dagegen angiengen?

Der Barou. Hitzköpfe! Ach, lieber Herr Graf! Sie fallen mir heute sehr hart – aber – – Nicht heute allein, sondern lange – – ja, immer mögen Sie mich einen Hitzkopf schelten. Gegen Sie

werde, will, mag ich nicht wieder ein Hitzkopf werden. Aber nun lassen Sie mich auch alles sagen, was ich weiß, das Sie mir sagen wollen.

Der Graf. Ganz gerne. Sie treffen es gewiß; das merke ich schon.

Der Baron. Da kam der Landraht mit seinen Aber uns Hitzköpfen entgegen. Wir brauseten; Er aber blieb kalt und wiederholte sein Aber. Wir kühlten uns ab, hörten seine Aber, die er so lange wiederholte, bis die Antwort an den Fürsten zu Papiere kam, welcher gemäß das neue Aushebungs-Reglement abgefaßt ist, mit welchem wir alle zufrieden sein können. Denn wie kann es anders in einem Staate sein, der doch nicht ganz ohne einen Wehrstand sein kann?

Der Graf. Wie gut Sie jezt das einsehen! Aber erinnern Sie sich noch eines andern Falles, wo sein Aber Gutes schafte, der neuen — —

Der Baron. Lassen Sie mich! Ich trefle Ihre Gedanken eben so sicher. Sie meinen das neue Credit-Reglement für unsre Güter.

Der Graf. Ganz recht!

Der Baron. Da waren wir Hitzköpfe fromm, wie die Lämmer.

Der Graf. Ich nicht: aber ich blieb stille. Denn ich wartete auf des guten Landrahts seine Aber.

Der Baron. Die blieben auch nicht aus. Wir besannen uns, überlegten besser, und modificirten die wolgemeinten Vorschläge unsers Landherrn so, daß es ein freiwilliges Institut ward, das nun jeden aus der Verlegenheit herausreißt, wenn er wirklich sich darin befindet, aber auch niemandem zur Last fällt, der dessen Hülfe nicht bedarf, und uns alle aus den Klauen der Wucherer und ihrer Sachwalter gezogen hat, die uns zum Concurs beachten, sobald sie wollten, wenn wir auf unsre Güter nur die Hälfte von deren Wehrt schuldig waren.

Der Graf. So sahe ich die Sache selbst an. Ich mochte aber nicht hervortreten, weil ich auf einen Mann rechnete, der gewiß nicht blindlings zustimmen würde.

Der Baron. Aber Sie werden doch einräumen, daß es bei dem Landraht nicht so alles reine klare Vernunft ist, die diese Aber in seinem Kopfe hervorbringt.

Der Graf. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Er ist kein so heller Kopf, der aus eigner Kraft gute und gemeinnützige Vorschläge hervorbringen könnte. So lange und so oft ich mit ihm auf dem Landtage sitze, so erinnere ich mich keines solchen Vorschlages, der von ihm erhoben wäre. Er ist, und so sind alle die sogenannten patres difficultatum, Mittelköpfe, die ihrem Verstande dadurch Ehre zu machen glauben, daß sie bei Vorschlägen, die nicht von ihnen herrühren, und die sie selbst anzugeben nicht Kraft haben, weiter, als die Urheber selbst, zu sehen glauben, oder andere dies glauben machen wollen. Entrüstet man

sich darüber, will man ihnen und andern, deren Ohr sie gewinnen, diese Meinung benehmen, so steifen sie sich desto mehr, bringen nur Aber hervor und verderben am Ende alles. Ich mag doch immer lieber mit Leuten dieser Art zu tuhn haben, als —

Der junge Graf. Darf ich rahten, lieber Vater! welche Leute Sie meinen?

Der Graf. Sprich nur aus, was du glaubest.

Der junge Graf. Die Leute, die alles so federleicht finden.

Der Graf. Getroffen, mein Sohn! — Doch wer kömmt da die grosse Allee herab gefahren?

Der Baron. Nach der Livree zu urteilen, ist es der Hofmarschall. Ich vergaß ihnen zu sagen, daß er seit zwei Tagen auf seinem Gute ist. Vor seinen Ohren dürfen wir wol nicht weiter von Leuten reden, die alles federleicht finden. Sie kennen ihn ja genug, Herr Graf!

Der Graf. Genug! und mehr als genug!

Ende des fünften Gesprächs.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XXX (1-5) V.87

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Büsch, Johann Georg, 1728-1800

Erfahrungen

Bd.: Erster Band

Hamburg 1790

Opp. 454-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603782-1
VD18 80113966-001